UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG
G599
.YdvFs

Friederike von Sesenheim

im Lichte der Wahrheit.

Von

Heinrich Düntzer.

42434
8 | 9 | 48

Stuttgart 1893.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Der Detektive 1

Friederike und Goethe 20

Friederike und Lenz 88

Friederikens letzte vierzig Jahre 123

Die Skandalsage 141

Der Detektive.

Mit selbstbewußter Freude hat neulich von Straßburg aus mein Kölner Landsmann Dr. Joh. Froitzheim der Welt verkündet, daß es endlich seinem rastlosen Suchen gelungen, urkundlich festzustellen, die gefeierte Sesenheimer Geliebte Goethes sei Mutter eines unehelichen Kindes gewesen. Bereits im Frühjahr 1888 hatte er den Beweis versprochen, Friederike gelte mit Unrecht für ein naives Landkind, sei vielmehr „bei ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit die für Litteratur schwärmerisch begeisterte Pfarrerstochter des vorigen Jahrhunderts" gewesen, habe auch wohl die Verse „Freundin aus der Wolke" geschrieben*), die Lenz 1775 in die „Iris" gegeben — wovon er freilich jetzt schweigt. Drei Jahre später teilte er aus dem Tagebuch des weiteren Kreisen unbekannten protestantischen Theologen Gambs eine Aeußerung mit, wonach Friederikens Gesundheit 1778 durch Gram zerrüttet gewesen, verschwieg aber noch das viel Schlimmere, was, nach seiner neuesten Mitteilung, unmittelbar darauf folgt. Jetzt vernehmen wir: gegen die Erfüllung seines Versprechens, „die Schicksale der Friederike

*) Freilich war ihm sein Freund Falck darin vorangegangen, der Friederiken hier den Abschied von ihrem Verlobten „in Verse fassen" ließ; denn ihm ist eben, wie Froitzheim, nichts unmöglich. Nach ihm hatte Lenz Friederikens Verse in Abschrift Goethe gesandt, um ihm „Friederikens Liebe zu ihrem treulos werdenden Geliebten in Flammenschrift ans Herz zu legen", Goethe aber sie in der „Iris" drucken lassen.

von Sesenheim aufzuhellen", habe er sich gesträubt, weil „unliebsame Dinge zu Tage treten" würden, wenn er sich damit befasse. Schlecht stimmt dies zur jubelnden Schadenfreude, womit er neuerdings seine angebliche Entlarvung preist. Wir sollen ihm glauben, nur weil die Goetheforschung sich bisher ablehnend gegen seine wiederholte Mahnung zur vorurteilslosen Kritik verhalten, sehe er sich veranlaßt, „der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen". Bei der rasch der Entdeckung folgenden Veröffentlichung vergißt er sich so weit, daß er, nachdem er seinen Hauptsatz erwiesen zu haben wähnt, freudetrunken ausruft: „Was werden nun unsre Forscher, vor allem Düntzer und Erich Schmidt, für Gesichter machen?" Ich kenne bereits so lange des Entdeckers halsbrecherische Schlüsse, daß ich dadurch nicht überrascht wurde, wenn auch der letzte der bedenklichste von allen war, da er die Ehre einer der edelsten Frauen leichtfertig verletzte. Der volle Strom seines beredten Mundes ergießt sich über mich. „Düntzer hat einen großen Teil seines langen Lebens damit zugebracht, gegenüber sehr ernsten Einwürfen, die ihn hätten nachdenklich machen müssen, das Thema von Friederike ‚als einer der würdigsten Dulderinnen der Liebe, die im Leben unsres Dichters in unvergänglichem Glanze strahlt', zu variieren. ... Düntzer hätte ohne Zweifel klüger gethan, anstatt seinem eigenen Lehrer Näke die Thorheit zuzutrauen, sich übertölpeln zu lassen, und dem ehrlichen Schweppenhäuser eine Niederträchtigkeit anzuhängen, in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, da die Quellen noch reichlicher flossen und deutsche Gelehrte im Elsaß gute Aufnahme fanden, sich in Straßburg und Umgebung persönlich um die Erforschung der Wahrheit zu bemühen. Die Niederlage, die er jetzt erleidet, indem er am Abend seines Lebens von einer völlig unhaltbar gewordenen Position herunterzusteigen muß, ist wohl verdient. ... Die noch Lebenden mögen jetzt mit Düntzer, der ihr Vertrauen wohl für immer verloren hat, wenn auch zu spät, erkennen, daß das menschliche Leben komplizierter ist, als daß man es so ohne weiteres über einen idealistischen Leisten zu schlagen vermöchte."

Ich habe die vielen falschen und schiefen Sätze und Ausdrücke dieser Rodomontade nicht durch Frage- und Ausrufungszeichen zurechtweisen wollen. Ist ja die Verblendung dieses wunderlichen

treuen Eckart, der sich für einen gründlichen Goetheforscher hält, ganz unheilbar. Immer habe ich geglaubt, ein ernster Forscher müsse aus dem Thatbestande mit besonnener Auffassung und Würdigung der vorhandenen Zeugnisse sein Urteil schöpfen, und er werde um so gewisser seine Pflicht erfüllen, je reiner und umsichtiger er dies thue. Aber das Wahrscheinliche ist nicht immer die Wahrheit, es kann durch später ans Licht tretende urkundliche Zeugnisse als unwahr sich ergeben, ohne daß man dem Forscher deshalb den geringsten Vorwurf machen dürfte. Das weiß jeder, dem das Wesen geschichtlicher Forschung bekannt ist. Nach dem Jahre 1840 noch Untersuchungen über Goethe und Friederiken im Elsaß anzustellen, war für einen Fremden aussichtslos, und das Elsaß selbst besaß gerade auf diesem Felde tüchtige Forscher, die auch gern zu Mitteilungen bereit waren. Daß Alexander Weills „Briefe aus Paris" in der „Eleganten Zeitung" 1840, Nr. 199, 200 damals den Goetheforschern fast allgemein unbekannt blieben, mag zum Teil durch ihre den Inhalt nicht bezeichnende Ueberschrift veranlaßt sein. Als Berichtigung in der „Allgemeinen Zeitung" würden sie nicht unbeachtet geblieben sein; ein absichtliches Totschweigen ist ganz unglaublich, da sie zum Widerspruche reizen mußten und nur das verworrenste Zeug aus dem Munde alter Bauern und Bäuerinnen zu Tage bringen, die fast siebzig Jahre nach Goethes Entfernung ausplauderten, was sie gehört und nicht gehört hatten, und schon durch zuverlässigere Zeugnisse widerlegt waren. Wir kommen am Schlusse auf diese Albernheiten zurück. Wäre es aber auch dem Gegner geglückt, Friederikens Schuld festzustellen, selbst dann wäre über die Art meiner Forschung noch nicht der Stab gebrochen. Ich halte „die Lebenden" für viel zu verständig, als daß sie darin den unbedachten Wunsch meines siegestrunkenen Landsmannes erfüllen sollten. Mir wäre es keine Unehre, mit reiner, nicht blinder Begeisterung für Friederiken eingetreten zu sein, sollte auch wirklich ihr reines Bild, das so manche edle Seele entzückt hat, sich als Täuschung ergeben. Um Froitzheims so unziemliches Freudengeschrei würde ich ihn auch dann nicht beneiden. Jetzt kann ich ihn nur bedauern, daß er durch seine leichtfertige neueste Schrift sich kein Ehrendenkmal gesetzt hat.

Froitzheim hat sich ein anerkennenswertes Verdienst um die nähere Kenntnis von Goethes Straßburger Leben dadurch erworben, daß er einzelne Oertlichkeiten festgestellt, über Personen, mit denen der junge Dichter damals in Verbindung stand, neue urkundliche Angaben aufgefunden, auch briefliche und sonstige Mitteilungen ans Licht gebracht, die, verständig benutzt, unsre Anschauung mehr oder weniger fördern, besonders in Bezug auf Lenz und Wagner. Aber gerade die ihm dadurch nahe gelegte Parteilichkeit für diese beiden, denen Goethes Erzählung einmal unabsichtlich unrecht gethan, hat ihn gegen letzteren verstimmt und verstockt; dazu kamen Unkenntnis von Goethes äußerem und innerem Leben, sowie von den Weimarischen Verhältnissen, die herrschende Goethehetze und sein Hang zu raschen, abenteuerlichen, ja schwindelhaften Entdeckungen, die vor jeder besonnenen Betrachtung zerstieben. Letzteren werde ich nächstens in Westermanns „Monatsheften" an der von ihm ersonnenen abenteuerlichen Verschwörung zeigen, durch die Lenz von Goethe, Lavater und Graf v. Oberkirch nach Weimar gesprengt worden sei. Vergebens habe ich ihn brieflich, auch einmal mündlich, zu größerer Vorsicht gemahnt, er ist seiner Fahne treu geblieben, die er nunmehr auf Friederikens Sesenheimer Ehrenhügel aufpflanzt, im Wahne, dieser sei durch ihn gegenstandlos geworden: Goethe muß sie verführt und dadurch zu einem liederlichen Leben verleitet haben, damit er ganz herz- und gewissenlos dastehe.

Ein recht bezeichnendes Beispiel seiner Gaukelei ist die Art, wie er mit dem Stammbuch des Livländers Bergmann von 1778 umspringt. Dort finden sich Straßburger Eintragungen des Aktuarius Salzmann, des Magister Müller und des Notar Lauth vom 9. und des Frankfurter Studenten der Medizin Riese vom 10. April. Offenbar hatte Bergmann alle diese zu Hause besucht und ihnen sein Stammbuch vorgelegt. Froitzheim hat den köstlichen Gedanken, daraus einen Kneipabend zum Abschied zusammenzusetzen, bei dem er die Jungfern Lauth den Wein kredenzen, den bei ihnen im Hause wohnenden Studenten erst nach Mitternacht dazu kommen läßt. Und auf diese Deutung der „Situation, in welcher diese Stammbucheintragungen erfolgt sein mögen", thut er sich nicht wenig zu gut, obgleich ein Abschiedsabend von nur vier Personen,

den Gefeierten eingerechnet, zu denen nach Mitternacht noch ein Hauseinwohner kommt, für einen so beliebten Genossen sehr mager ist und von den eingetragenen Sprüchen keiner auf einen flotten Abend hinweist; denn nichts weniger als überzeugend ist die Deutung der derben Mahnung des Notars: „Tempus est praeteritum, machen wir ein Loch ins futurum“, auf den „energischen Entschluß, überzukneipen“, wie man ihn wohl mit einem Faustschlag auf den Tisch ausrufen mag, aber nicht in ein Stammbuch eintragen wird, wogegen bei einem Stammbuchspruche die Mahnung nahe liegt, beherzt der Zukunft entgegenzugehen. Auch wissen wir gar nicht, daß die Jungfern Lauth abends Wirtschaft gehalten. Als hinkender Bote kommt zuletzt der Eintrag eines andern Straßburger Studenten vom 7. März, an welchem Tage Bergmann noch in Braunschweig war. Nun begegnen wir zwar zuweilen der Eintragung des vergangenen Monats in der ersten Woche des folgenden, aber daß daneben auch der falsche Monatstag stehe, ist so unwahrscheinlich, daß wir hier neben dem 9. und 10. März auch noch den 7. erhalten, den die Beziehung auf jenen ganz in der Luft schwebenden angeheiterten Abend des 9. nur gewaltsam wegschafft. Diese Art, über den einfachen Stand der Dinge durch eine kühne Annahme sich hinwegzusetzen und ebenso leicht sich aller entgegenstehenden Bedenken zu entschlagen oder sie gar nicht zu sehen, kennzeichnet die Gründlichkeit und den Scharfsinn unsres Entdeckers, auf die er sich selbstgefällig beruft.

Eine der Hauptquellen für Goethes Leben bildet dessen eigene Darstellung. Die grundlegende Frage, wie es mit der Entstehung und der daraus sich wesentlich ergebenden Zuverlässigkeit stehe, erörtert Froitzheim nicht, nur paßt ihm zu seinem Zwecke die durch nichts erwiesene Voraussetzung (vgl. die Einleitung zum Hefte „Goethe und Wagner“), „der Dichter habe der Versuchung nicht widerstanden, die Wahrheit zu seinen Gunsten im Kerne zu verändern, deshalb aber weitgehenden Vorwürfen von vornherein durch den Titel ‚Dichtung und Wahrheit‘ vorzubeugen gesucht“. Riemer hatte kurz vor Vollendung des ersten Bandes Goethe „Wahrheit und Dichtung“ dazu vorgeschlagen, dieser aber des Wohlklangs wegen die umgekehrte Wortfolge vorgezogen. Mit

deutlicheren Worten gibt Froitzheim darauf Goethe „Verdrehung der Wahrheit" Schuld: er hebe, wozu schon das dichterische Streben, sich überall in den Mittelpunkt der Darstellung zu setzen, verleitet habe (und doch ist gerade dies bei weitem weniger der Fall, als man bei einer Lebensbeschreibung erwartet), seine Person über Gebühr, indem er in tendenziöser Weise Ansichten und Urteile andrer als sein alleiniges Eigentum beanspruche. Wie jämmerlich ist der einzige Beweis dieses keck in die Welt geschleuderten, auf vollster Unkenntnis beruhenden Vorwurfes! Goethe erzählt, wie er zu Straßburg im Empfangspavillon der nach Paris reisenden Dauphine, seinen Genossen gegenüber, laut den Unverstand getadelt, daß man Gobelins, welche die entsetzliche Hochzeit Jasons mit Medea darstellten, zur Ausschmückung verwandt habe. Da soll er nun nach unserm scharfen Beurteiler gethan haben, als ob niemand außer ihm das Unpassende bemerkt habe; er sagt aber nur, daß seine Genossen nicht daran gedacht, Bedeutung in den Bildern zu suchen, und erwähnt ausdrücklich, daß er diese Weisheit seinem Lehrer Oeser verdanke. Und so wenig schildert er sich hier zu seinem Vorteil, daß er selbst erzählt, seine Rücksichtslosigkeit, sich in dieser Weise öffentlich zu äußern, habe seine Genossen genötigt, „ihn zu beschwichtigen und aus dem Hause zu schaffen, damit es nicht Verdruß setzen möchte". Also mehr jugendlich unbesonnen als klug erscheint er hier, und daß er als Schüler Oesers daran Anstoß nehmen mußte, ist durchaus wahr, ja wir glauben hierin eine der wenigen wirklichen Erinnerungen jener Zeit vermuten zu dürfen. Unbegreiflich ist es, wie Froitzheim weiter behaupten kann, diese Weisheit habe Goethe aus den längst vor „Wahrheit und Dichtung" geschriebenen, aber erst später gedruckten „Mémoires" der Baronin von Oberkirch geschöpft!

Glaubt er nun durch dieses nichtige Beispiel ernstlich nachgewiesen zu haben, Goethe habe tendenziös (um sich groß zu machen) Urteile andrer sich allein zugeeignet, so führt er (und das ist der einzige weitere Beweis seiner „Verdrehung der Wahrheit") etwas andres als „schon bedenklicher" an. Großsprecherei soll die Behauptung sein, daß er gehofft, die Straßburger Fakultät werde den Druck seiner eingereichten Abhandlung wegen ihrer religiösen Freisinnigkeit nicht gestatten, und er sich erleichtert gefühlt,

als der Dekan ihm dies erklärte. Ohne zu erwähnen, daß Goethe als Grund dieser Hoffnung seine unüberwindliche Abneigung angibt, etwas von sich (natürlich mit Angabe seines Namens) gedruckt zu sehen, findet er darin eine „greisenhafte Bonhomie" und glaubt lieber dem gleichzeitigen Bericht des Predigers und Universitätsprofessors Stöber, dem der junge Rechtskandidat als „ein überwitziger Halbgelehrter und wahnsinniger Religionsverächter" zuwider war. Dieser bemerkt aber nichts in seinem ersten Bericht über die Sache, sondern erst einen Monat später, wo sein Gedächtnis ihn leicht täuschen konnte, der Autor habe mit dem Druck gedroht. Schon Stöbers erster Bericht fällt ein Jahr nach der betreffenden Fakultätssitzung, und dieser irrt sich hier sogar im Namen des Dekans. Der Dekan selbst dürfte kaum als ganz zuverlässig gelten können. Auch übersah Froitzheim in der Hast, Goethe etwas anzuhaben, daß, hätte dieser sich hier wichtig machen wollen, er es viel besser gethan haben würde durch die nach Froitzheim wirklich gemachte Drohung, die Abhandlung doch drucken zu lassen, als durch die angeblich erdichtete Freude über die Ablehnung des Druckes. Dazu kommt, daß der Kandidat bei Abfassung der Abhandlung sich sagen mußte, die Fakultät könne kaum den Druck gestatten, weil diese scharf gegen die Staatsreligion vorging. Mit welchen Künsten erwiesen werden soll, Goethe habe der Fakultät „ein Schnippchen schlagen" wollen, weil er sich von ihr beleidigt gehalten, mag ich hier nicht weiter ausführen, bemerke nur, daß der dafür angeführte Brief an Salzmann, worin Goethe diesem etwa vier Monate nach der Rückkehr meldet, er habe den ehrenvollen Antrag der Fakultät, ihn zum Doktor zu promovieren, abgelehnt, von Froitzheim nach seiner Weise gründlich mißverstanden ist; denn Goethe hat den Antrag nicht abgelehnt, um sich für die Ablehnung des Druckes an der Fakultät zu rächen, sondern, was er deutlich genug ausspricht, weil die ganze Juristerei ihm damals verleidet war.

Auf diese beiden, ganz falsch aufgefaßten Fälle gründet sich Froitzheims unbedachter Vorwurf, Goethe habe absichtlich die Wahrheit verdreht oder, wie er sich auch ausdrückt, Schönfärberei getrieben, sich in ein besseres Licht zu stellen gesucht. Wer mit eindringendem Sinne „Wahrheit und Dichtung", statt sie böswillig

anzuzapfen, sich anzueignen sucht und des Dichters eigene Aeußerungen darüber beachtet, kann nicht zweifeln, daß es ihm dabei nicht um eiteln Ruhm, den er sich nicht erst zu verschaffen brauchte, sondern darum zu thun war, dem weiten Kreise der Verehrer seine Entwickelung als Kind, frühreifer Knabe und feuriger Jüngling bis zur Dichtung der ersten, die Welt erhebenden und verwirrenden großen Schöpfungen unter dem Einflusse der äußeren Verhältnisse zu einer den Leser fesselnden und an seine eigenen Jugenderlebnisse anklingend erinnernden Darstellung zu bringen. Doch sollte hier nicht allein seine eigene werte Person erscheinen, durch abwechselnde Mannigfaltigkeit wollte er vergnügen, durch Schilderung der Weltbegebenheiten, des bürgerlichen und wissenschaftlichen Lebens und Einflechtung von mancherlei sittlichen Betrachtungen seinem Werke besonderen Gehalt geben, sein eigenes Leben und dessen dichterische Blüten sollten nur den leitenden Faden bilden. Sich selbst zu erhöhen hatte der Dichter so wenig Veranlassung als Trieb, vielmehr stellte er mit milder Ironie die Anmaßlichkeit des Knaben und Jünglings dar. Auch sonst pflegte er, wo er seines Jugendlebens gedachte, es mit einem Lächeln über den gutmütigen, aber unklaren und anmaßlichen jugendlichen Drang seiner feurigen Natur zu thun, womit er auch die Erinnerung an seine Straßburger Jahre begleitete, als ein Verwandter seines damaligen treuen Führers Salzmann 1801 zu Weimar ihm dessen Grüße überbrachte. Froitzheims Bezeichnung von „Wahrheit und Dichtung" als „gefärbte Wahrheit" ist ein leidiges Vorurteil; sein flüchtiges Lesen und sein Mangel jeder tieferen Kenntnis von Goethes äußerem und innerem Leben berechtigen ihn durchaus nicht zu einem Urteil, auch nicht über dessen Straßburger Tage, die er freilich in manchen Einzelheiten kontrollieren kann, aber da er Goethe nicht versteht, geht er in der Auffassung des Jünglings und des Greises völlig irre. Das ist die von Froitzheim für sich in Anspruch genommene Gründlichkeit!

Mit einem gewissen Behagen bemerkt er, ich selbst habe in einer neueren gelegentlichen Aeußerung die Darstellung von „Wahrheit und Dichtung" mit geringen Ausnahmen für unzuverlässig und vielfach novellistisch ausgeführt erklärt. Es entging ihm wohl,

daß ich in einer eingehenden Darstellung mit Benutzung der uns jetzt vorliegenden Entwürfe und Tagebücher in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" die Frage über jene als Quelle von Goethes Jugendleben behandelt habe, aus welcher sich ergibt, daß Goethes Erzählung in allem Wesentlichen wahr ist, nur die Einzelheiten nach der im allgemeinen vorschwebenden Erinnerung oder, wo diese versagte, durchaus frei ausgeführt, manches aus künstlerischen Rücksichten verschoben, aber nirgends absichtlich die bewußte Wahrheit verdreht ist. Goethes bekanntes, freilich scharf zugespitztes, nur cum grano salis zu verstehendes Wort über die Darstellung der Sesenheimer Liebe aus dem Jahre 1830 bewährt sich wesentlich: hier, wie in den „Wahlverwandtschaften", sei kein Strich, der nicht erlebt, aber auch kein Strich so, wie er erlebt worden. Der Schönfärber und Selbstschmeichler Goethe ist ein Phantom, durch welches Froitzheim sich den Blick getrübt hat, was ihm aber trefflich zu seinem Zweck dient, da er nun alle kleinen Versehen, die, selbst bei einer nicht so langen Vergangenheit, unvermeidlich sind, für absichtliche Entstellungen der Wahrheit erklärt. So sorgfältig der Entdecker bei seinen archivalischen Forschungen zu Werke geht, so oberflächlich, leichtfertig und schwarzseherisch verfährt er Goethe gegenüber, dessen Worte er auf die gröbste Weise mißversteht, und wo dies nichts helfen will, verwirft er seine Darstellung als unwahr und verdreht. So ist er denn nach manchen früheren Plänkeleien gegen Goethe jetzt zur schlimmsten Unthat gekommen, vor welcher alle seine kleinen Verdienste in der Herbeischaffung neuer Quellen und Thatsachen elend zusammenschrumpfen: es handelt sich um Goethes Mannes-, um Friederikens Frauenehre; beide hat er unverantwortlich entstellt, indem er die erste Pflicht des Forschers vergessen, nur nach reiflicher Erwägung und parteiloser Würdigung der Ueberlieferung, auch des späten umschleichenden Klatsches, der leider für seine Seele ein Labsal ist, sein Urteil, nicht über Leute, die der Welt Nullen sind, sondern über Goethe und Friederiken zu fällen. Doch seien wir nicht ungerecht! Wider Willen hat er in seiner bitterbösen Schrift uns einen Faden gereicht, der aus dem wüsten Sagenlabyrinth führt, in das er uns sperren möchte. Das ist eben seine Strafe, die uns versöhnen muß — doch die Ehre eines ernsten Forschers hat er verwirkt.

Seine erste Pflicht wäre es gewesen, über die Art der Entstehung von „Wahrheit und Dichtung", insbesondere der Darstellung der Sesenheimer Liebe, zu möglichster Klarheit zu gelangen. Schon der verdiente spätere Sesenheimer Pfarrer Lucius hat in seiner manches aufklärenden Schrift über Friederiken die Frage nach der Art von Goethes Darstellung dieser den Jüngling beglückenden, später in Not setzenden und mit schwerer Entsagung endenden Liebe redlich zu lösen gesucht, aber wie manches einzelne er auch richtig bemerkt hat, in der Hauptsache ist er fehl gegangen. Seine Behauptung, ganz bestimmt lasse sich nachweisen, daß über die wichtigsten Punkte schriftliche Aufzeichnungen vorgelegen, die aber Goethe ziemlich unberücksichtigt gelassen, bestätigt sich nicht. Solche waren nur vorhanden von den Zeiten des Straßburger Aufenthaltes, die mit seiner Liebe nichts zu thun haben, die vor oder nach dieser fallen. Goethes Erzählung ergibt, daß er ein ausführliches Tagebuch über seine Reise nach Saarbrück und zurück eingehend benutzt hat, und er auch Eintragungen über die lustige Fahrt nach dem Oberelsaß besessen haben muß. Weder Briefe noch Gedichte, die schon damals gedruckten Lieder abgerechnet, standen ihm zu Gebote; was davon vorhanden war, befand sich in andern Händen. Auch was Lucius über die Stimmung sagt, die Goethe bei der Abfassung dieses Abschnitts beherrscht habe, bewährt sich nicht. Er führt eine Stelle des zwölften Buches über seine Stimmung nach der Rückkehr an, in welcher er seine Schuld gesteht, daß er Friederikens Herz im tiefsten verwundet gehabt, dagegen aber soll er in der Darstellung der Liebe selbst alle Kunst aufgeboten haben, um einen günstigen Eindruck von derselben zu hinterlassen. Das wäre ja der stärkste Widerspruch gewesen, den wir Goethe nur aus den zwingendsten Gründen zuschreiben dürften. Aber es liegt ganz deutlich vor, daß ein solcher nicht vorhanden; denn er wirft sich ja schon im elften Buche „entschiedenen Leichtsinn" vor, der einen Mann nicht kleiden wolle, spricht von dem Verderben, das eine „jugendliche, aufs Geratewohl gehegte Neigung", wie eine ihren Lauf endende Bombe, bringe. Richtig ist nur, daß in dem Sesenheimer Zusammenleben dieses Schuldbewußtsein nicht hervortritt, es erst nach der Promotion erwähnt wird, um den längeren Frühlingsaufenthalt in Sesenheim

recht glänzend zu schildern, während er wirklich damals in höchster Aufregung war, weil er Friederiken entsagen und ihr das bitterste Herzensleid bereiten mußte, und er erst am Ende desselben, wo er Verzeihung erlangt hatte, frohe Tage daselbst und auf dortigen Ausflügen genoß. Ebensowenig trifft die Deutung: dem antiken Fatum werde in „Wahrheit und Dichtung" eine bedeutende Rolle gegeben, um „einen gar nicht übeln litterarischen Eindruck hervorzubringen und nebenbei seine eigene Schuld beträchtlich zu verringern".*) Lucindens Verwünschung, die er sich unschuldig zugezogen, ist nur erfunden zur Begründung, daß er sich lange Zeit enthalten, die Geliebte zu küssen, was freilich der Wahrheit widerspricht, aber die Darstellung spannend belebt. Auch scheint uns die Beziehung der Vision, die Goethe hatte, als er nach dem letzten Abschied von Sesenheim zurückritt, auf die seiner wartende glänzende Zukunft, die er sich durch seine Treue verschlossen haben würde, nicht zutreffend, schon weil seine Stellung als wirklicher Geheimerat durch das wenige Gold am hechtgrauen Kleide sich nichts weniger als ausprägt: vielmehr ward der Schmerz, das schöne Elsaß verlassen zu müssen, durch die wunderliche Erscheinung gemildert, wie Goethe selbst bemerkt; konnte ihm ja sein eigenes nach Sesenheim reitendes Bild als Ahnung gelten, daß er wieder hierher kommen werde, und wie alles Ahnungsvolle den Schmerz der Gegenwart beruhigen. Etwas Wahres möchte bei dieser wunderbaren Erscheinung zu Grunde liegen, da des Freundes Lenz Verse „Freundin aus der Wolke" sich daran zu lehnen scheinen, wie wir später sehen werden.

Goethes Entwürfe und Tagebücher zu benutzen, ist Froitzheim nicht eingefallen, und doch ist aus ihnen gar manches zu gewinnen. Schon nach dem ersten Schema des Straßburger Aufenthaltes sollten auf das Verhältnis zu Herder unmittelbar die Beziehungen

*) Auch Bielschowsky in der gut gedachten Schrift über Friederiken (1880) sieht darin mit die Absicht, auf die Nachwelt dadurch einen günstigen Eindruck zu machen: aber dann hätte Goethe offenbar sehr unklug gehandelt, daß er die seine große Schuld andeutende Stelle nicht unterdrückte. Ob er wirklich sich jenes längeren, halb traurigen Aufenthalts nur ungenau erinnert habe, müssen wir unentschieden lassen.

zu Friederike Brion folgen, aber beide ununterbrochen erzählt werden; alles die Tischgesellschaft und seine Studien betreffende bis zur Promotion wollte er vorhergehen lassen, wobei er so wenig sich zu rühmen gedachte, daß er seine „unendliche Zerstreuung" schildern wollte und im Schema sich als „Vorbild des Schülers im Faust" bezeichnete. Als er am 3. Mai 1812 in Karlsbad angekommen war, beschäftigte ihn zunächst Goldsmiths „Landprediger von Wakefield", dessen er in Bezug auf Herders Vorlesung desselben gedenken wollte; den betreffenden Abschnitt führte er am 5. aus. Das „Biographische", dessen der folgende Tag gedenkt, wird der Fortsetzung, der Einführung zu Sesenheim, gegolten haben; den 7. ist ausdrücklich daneben „Friederike Brion" genannt, wahrscheinlich weil er gerade damals ihr reizendes Bild entwarf. Den 8. heißt es wieder nur allgemein „Biographisches", den 9. aber „Fortsetzung von Sesenheim"; er führte die Darstellung bis auf einen gewissen Ruhepunkt, schloß wohl den ersten Besuch. Den 10. war Ruhetag, aber an den drei folgenden Tagen wurde die Sesenheimer Liebe fortgesetzt, wohl vollendet, da der 14. der Durchsicht der sämtlichen Bücher des zweiten Teils und dem Bedenken dessen, was daran noch zu thun sei, gewidmet war. Besonders die nähere Ausführung des sechsten bis neunten Buches nahm ihn die folgenden Wochen in Anspruch; erst Mitte August kehrte er zum neunten und zehnten Buch zurück, von denen das erstere mit Straßburg beginnt; es handelte sich zunächst um die neue Anordnung beider und Ausfüllung der Lücken; die fortlaufenden Darstellungen, einesteils von Herders Einfluß, andrerseits von Sesenheim mußten geschickt verwandt, mit seinen Studien durchflochten werden; und so wurde am 16. August ein neues Schema der beiden Bücher versucht. Schon den 19. war er entschlossen, die Reise nach Saarbrücken, deren Tagebuch ihm vorlag, als Einleitung des ersten Sesenheimer Besuchs zu benutzen, obgleich mehrere Monate zwischen beiden lagen und das Ende jener Reise deshalb ganz verändert werden mußte; erst am 24. konnte er diese abschreiben lassen. Den 9. September ging er wieder an die Durchsicht des „Herderschen Verhältnisses". Erst nach der Rückkehr aus dem Bade kam auch der Schluß des zehnten Buches, das den ersten Besuch in Sesenheim und die neu durchgesehene, längst gedichtete Erzählung „Die

neue Melusine" enthalten sollte, wieder an die Reihe und zugleich schon das elfte, Straßburg abschließende Buch. Am 3. Oktober gab er den Schluß des zehnten Buches in Druck. Das wichtigste für uns ist, daß die Geschichte mit Lucinde und die Einführung von Goldsmiths „Landprediger" spätere Ausschmückungen, die Reise nach Saarbrücken mit einem Besuch Sesenheims willkürlich in Verbindung gesetzt, die köstliche Geschichte mit George erfunden und an die Stelle andrer ländlicher Scherze getreten ist, endlich der weitere, ursprünglich unterbrochene Verlauf der Liebesgeschichte, so gut es gehen wollte, in die Mitteilungen über sein sonstiges Leben verschlungen werden mußte. Hieraus ergibt sich, daß hier an keine richtige Zeitfolge der einzelnen Besuche zu denken und der Versuch aufzugeben ist, diese Darstellung bei der Ordnung der uns erhaltenen Gedichte als feststehenden Punkt zu verwenden. Ein ganz ähnliches Verfahren hatte Goethe früher bei der Geschichte mit Gretchen befolgt, die, ursprünglich ununterbrochen erzählt, jetzt mit der Darstellung der Krönung durchschlungen ist.

So wenig Froitzheim Goethes eigenem Bericht gerecht wird, so scharf geht er mit denen ins Gericht, die irgend Günstiges über Friederiken berichten. Von der öffentlichen Meinung sei es ganz verkehrt gewesen, dem Unternehmen des neunzehnjährigen Studenten Kruse Beifall zu zollen, der die Mitteilungen des Pfarrers Schweppenhäuser*) durch Aeußerungen der Sesenheimer Bauern zu entkräftigen gedacht habe. Wenn Kruse alle Sesenheimer, die täglich bei Brions aus- und eingegangen, zum Teil von Friederiken und deren älterer Schwester aus der Taufe gehoben waren,

*) Auch Brions Vorgänger war ein Schweppenhäuser, der Vater seines Nachfolgers, gewesen, der aber frühe eine bessere Stelle bekam. Der ältere Sohn erhielt die Stelle 1787, der jüngere, Friedrich, welcher Führer des 1772 geborenen Grafen Moritz von Brühl in Halle gewesen, hatte Sesenheim erst nach der Herstellung des Pfarrhauses im Jahre 1815 durch Tausch seiner Pfarre mit dem Pfarrer Lucius sich verschafft. Näke fand diesen als einen rüstigen Fünfziger, Kruse als einen halb gebrochenen, von Wunderlichkeit und Grämlichkeit überwucherten Mann, der kaum mit sich sprechen ließ.

die so manche einzelne Züge von den Brions kannten, nur Liebes und Gutes erzählen hörte, wenn er, von Haus zu Haus wandernd, nicht das Geringste von Fehltritten einer Pfarrerstochter vernommen hatte, obgleich diese ihnen nicht hätten entgehen können, wenn der alte Ochsenwirt feierlich ihm versicherte, er dürfe von dem nichts glauben, was der alte wunderliche Pfarrer (er war dies damals wirklich) ihm von den Brions sagte, wenn der Schulze dies bestätigte und über das Gerücht Schweppenhäusers den Kopf schüttelte, so schlägt Froitzheim dieses alles in den Wind, weil Schweppenhäuser einen Klatsch gehört hatte, an den er deshalb glaubte, weil er ihn damit in Verbindung brachte, daß Goethe, als er im Jahre 1779 nach Sesenheim kam, Friederiken nicht die Ehe angeboten hatte, wobei er sich darum gar nicht kümmerte, daß die im Klatsch lebende Skandalgeschichte acht Jahre nach Goethes Besuch fällt. Kruses höchst bedeutenden Bericht für eine offenbare Unwahrheit zu erklären, weil im Jahre 1840 ein frivoler Schriftsteller jene auffrischte, ist der Gipfel der Willkür. Schweppenhäuser erzählte von seinem Bruder, dem Nachfolger Brions: „Auf einem Feste der Umgegend, wo dieser zugegen gewesen, wären wie zufällig auch die Brions mit ihrer Friederike erschienen, doch sein Bruder hätte sich bedankt!“ Das war jedenfalls eine lieblose Auslegung, die auf Abneigung deutet, aber nicht auf eine Schuld Friederikens. Der alte Brion liebte Geselligkeit und er konnte dort sehr wohl sich mit seiner Familie einstellen, ohne seine schon sechsunddreißigjährige Friederike an den neuen Pfarrer kuppeln zu wollen. Schweppenhäuser, mit dem Kruse dreizehn Jahre nach Näke zusammentraf, war ein durch Alter und Krankheit übelgelaunter Mann; auch konnte ihm der junge Stralsunder Student nicht so willkommen sein als der Bonner Professor, mit dem Dresden, wo er selbst die schönsten Jahre verlebte, einen glücklichen Verbindungspunkt bildete. Vielleicht würde er Kruse etwas freundlicher aufgenommen haben, hätte dieser sich als Gesandten Näkes dargestellt; vielleicht auch nicht, da die Erinnerung, dessen Brief nicht beantwortet zu haben, den sehr wenig zur Rede geneigten Mann ärgern mußte. Weiter bemerkt Froitzheim mit fadem Witze: „Ein Detektive scheint mir an Kruse nicht verloren zu sein.“ Freilich er selbst dünkt sich darin ein Meister, und so gibt er diesem nach-

träglich den klugen Rat: er hätte beim Besuch von Friederikens Schwester den Grund der Gerüchte als wahr voraussetzen und nur eine darauf bezügliche Nebenfrage thun sollen. Wie klug und weise! Er würde das Herz der guten Alten dadurch empört und eben nichts erfahren haben. Mit Spitzbuben mag ein Detektive umgehen, mit geraden Seelen ist der gerade Weg der beste. Und Kruse wußte besser als sein Meisterer, was bei der guten Alten an der Stelle war; er gewann ihr volles Zutrauen, indem er viele Grüße und Empfehlungen der Sesenheimer ihr ausrichtete. Wenn Froitzheim sagt: „Wir erfahren aus seinem Berichte nicht, ob er sie nach dem Grunde jener schlimmen Gerüchte gefragt habe", so verrät er gerade keinen Scharfsinn. Kruse war überzeugt, daß die Reimboltgeschichte eine Lüge sei, und so wäre es unklug gewesen, hätte er danach gefragt. Auch von einer Verführung durch Goethe sprach er nicht; daß sie davon nichts wisse, ergab sich daraus, daß sie bei allem Aerger über Goethe, der Friederiken habe sitzen lassen, obwohl sie aus Liebe zu ihm alle andern Bewerbungen ausgeschlagen, nicht erwähnte, er habe ihre Ehre herstellen müssen, die er ihr geraubt. Weil ich letzteres im Jahre 1872 in der „Allgemeinen Zeitung" als von Kruse berichtet angegeben habe, der Detektive aber nichts davon in Kruses „Originalbericht" findet, wagt er diesen für verdächtig zu erklären, während ein Verständiger nur schließen würde, er sei nicht vollständig, ohne daß das Mitgeteilte dadurch an Zuverlässigkeit den geringsten Abbruch erlitte. Nicht in dem Berichte selbst, aber in dem 1868 dazu geschriebenen Vorworte stehen die merkwürdigen Worte, die Sophie über Goethe geäußert hatte: „Warum hätte er sie denn nicht nehmen sollen? Er war allerdings der Sohn reicher bürgerlicher Eltern, aber warum hätte es nicht angehen sollen, daß er eine Pfarrerstochter heiratete?" Wenn Froitzheim behauptet: „Jedenfalls ist aus Sophiens Verneinung für die Ermittelung der Wahrheit so gut wie nichts zu folgern", so wird durch sein jedenfalls eben nichts erwiesen. Der kundige Detektive sollte doch wissen, daß nicht bloß das, was einer sagt, sondern auch das Wie in Betracht kommt. Und Kruse durfte und darf sich des Erfolges seiner Wanderung mit Recht rühmen. Hat er auch nicht die Quelle von Schweppenhäusers Kenntnis des angeblichen „Falles" (Friederikens

Fehltritt) erfahren, da der aufgeregte Mann gar nicht mit sich reden ließ, nur von Goethes Großmut sprach, da er sich immer mehr in dem Wahn von Friederikens Schuld befestigt hatte — er entdeckte, daß dessen Angabe, George lebe noch als pensionierter Forstinspektor, die er auch Tieck und Näke gemacht, nicht wahr sei, da er diesen selbst sprach. Lucius hat erwiesen, daß die ganze Geschichte mit Georges Taufkuchen erdichtet ist. Kruse fand, daß auch sonst die Auskunft des Pfarrers nicht zuverlässig war, daß Sophie nicht, wie jener berichtete, in Niederbronn wohnte, so daß dessen Gedächtnisschwäche sich nicht bloß auf die Täuschung in der Länge der verflossenen Zeit beschränkte, welche er gegen Näke gestand. Weiter verdanken wir Kruse die Aussagen der damals lebenden Sesenheimer, durch die freilich nicht bewiesen wird, daß nur im damaligen Pfarrhause das böse Gerücht lebte, vielmehr dürfte es vereinzelt auch damals schon sonst umhergeschlichen sein, aber Schweppenhäusers Schwiegersohn, der junge Pfarrer, berichtete nur, daß er es gehört habe; doch wohl von seinem Schwiegervater, der ihm keine Quelle angegeben. Aber das höchste Verdienst hat Kruse sich dadurch erworben, daß er die Aussagen Sophiens berichtete und eine Reihe von Goethes Friederikenliedern gerettet hat, von denen freilich einige schon von August Stöber veröffentlicht wurden, ehe sie nach seiner Abschrift gedruckt erschienen. Statt dieses Verdienst unumwunden anzuerkennen, krönt der Detektive seine nichtigen Ausfälle mit dem würdigen Schlusse: „Am auffallendsten aber ist es, daß Kruse am Ende seines Berichtes (vielmehr der 1878 zur Veröffentlichung in der ‚Deutschen Rundschau' hinzugefügten Bemerkung) die Leser bittet, auf etwaige Einwendungen keine Entgegnung erwarten zu wollen. Kruse war keineswegs verbunden, auf Einwendungen zu antworten. Dies aber von vornherein erklären, mußte den Wert seiner Untersuchung eher abschwächen als erhöhen!" Dieses kopflose Bedenken hat Zolling sogar dazu verstärkt, daß es Kruse „bei seiner Verteidigung nicht ganz geheuer" gewesen. Und doch hat er erst bei der Veröffentlichung dieses seiner Erklärung hinzugefügt, er habe sich zu jener nur deshalb entschlossen, „um nicht weiter über den Gegenstand befragt zu werden"; er wollte damit eben jede so lästige wie unnütze Briefschreiberei sich ersparen. Kruses Name wird auch als Goethe-

forscher einen guten Klang behalten, während Froitzheim nur gerechte Entrüstung wegen der unbesonnenen, schadenfrohen Verletzung von Friederikens Ehre folgen wird.

Wir mußten auf die Stellung des Anklägers gegen Goethe und auf seine Berechtigung, über diesen das große Wort zu führen, näher eingehen, um zu zeigen, daß dieser wohl aus Archiven und den verschiedenartigsten Quellen einzelne Zeit- und Ortsbestimmungen zur Aufklärung von Goethes Straßburger Leben zusammentragen kann, aber zur Beurteilung seines Charakters und seines Lebens es ihm an allen zu einer so schwierigen Aufgabe nötigen Eigenschaften fehlt, seine Kenntnis des Dichters oberflächlich und lückenhaft ist, seine Kritik aller Besonnenheit und Umsicht entbehrt und sich zu den abenteuerlichsten Einbildungen hinreißen läßt. Daß trotz der Versicherung, seine Ergebnisse seien nicht anzugreifen, einer, der bisher an Goethes Ehre und Friederikens Unschuld geglaubt hat, durch seine Vorspiegelungen sich irre machen lasse, steht nicht zu befürchten. Aber groß ist die Zahl der Pessimisten, die aus Furcht, parteiisch für unsern großen Dichter, wie man früher sagte, Goethomanen, jetzt heißt's Goethepfaffen zu werden, sich um so gerechter wähnen, je mehr sie von dessen Ruhm abbröckeln; und höher werden die Klerikalen und Heidenverfolger ihre Häupter erheben, die ihn und alle unsre großen, von ihnen angespuckten Geister von der Schule und dem deutschen Volke auszusperren sich verpflichtet fühlen. Wenn ich vor zwanzig Jahren in der „Allgemeinen Zeitung" die klerikale Berufung auf das Sesenheimer Kirchenbuch als Trug nachgewiesen, Lucius die Ehrenabschneidung gründlich abgefertigt hat, jetzt ist Froitzheim ihnen zu Hilfe gekommen. Leider ist der sonst umsichtige Zolling in der von ihm geleiteten „Gegenwart" (Nr. 50) entschieden dem Ankläger Friederikens beigetreten, ja ist ihm fast überall durch dick und dünn gefolgt. Aber zu verwundern war es nicht, da er unter dem Banne der an die Straßburger Skandalgeschichte sich haltenden Franzosen stand, welche der deutschen Gutmütigkeit lachen zu dürfen glaubten, die da von der Heiligkeit Friederikens träume. Diese behaupteten im Jahre 1880, wie Zolling berichtet: „Wir sind über die Sache von einer ganzen Generation glaubwürdiger Männer unterrichtet, daß das Kind Friederikens von dem Pfarrer auf der

Straßburger Bürgermeisterei eingeschrieben ist und in der Stadt wohl bekannt war. Viele Landsleute schweigen darüber, die Familie leugnet alles, um sich nicht bloß zu stellen." Sie vergaßen, sich zu erinnern, daß diese Generation von der Zeit, wo Friederike gefallen sein sollte, durch die verheerenden Stürme der Staatsumwälzung und durch die Napoleonischen Kriegszeiten getrennt war. Und daß ein Kind Friederikens in Straßburg eingeschrieben sei, erweist sich eben jetzt als unwahr; es handelt sich nur um ein uneheliches Kind von einer ganz andern Mutter, für das der katholische Pfarrer zu Sesenheim die zur Aufnahme ins Findelhaus erforderliche Summe gezahlt hat. Zolling muß es selbst (S. 373) zugestehen, es sei nicht erwiesen, daß Friederike die Mutter des Kindes sei. Trotzdem treibt er mit vollen Segeln im trüben Fahrwasser des glücklichen Entdeckers, und so wird im Handumdrehen auf eine nicht einmal erwiesene Verführung jenes Pfarrers die vom jungen Dichter verbrochene gepfropft.

Den entsetzlichen Verdächtigungen von Goethes Sesenheimer Liebe und den gewissenlosen Schmähungen Friederikens gegenüber sehe ich mich gedrungen (und ich weiß, daß ich damit den herzlichen Wünschen vieler rein fühlenden Seelen entgegenkomme), alles zusammenzustellen, was wir über die edle Dulderin der Liebe wissen. Denn wie viel auch von mancher Seite gegen Froitzheims litterarische Mißgeburt mit Einsicht und Ernst bemerkt worden ist, dies genügt keineswegs, es gilt Friederikens reines Bild herzustellen, so wie es sich aus wahrer Würdigung aller zuverlässigen Zeugnisse und aus der Richtigstellung andrer gewinnen läßt. Wenn der Detektive, dem es nur darauf ankommt, den Bösewicht zu entlarven, die Untersuchung zu seinem Zwecke auf den Kopf stellt, indem er von der späten, ihm willkommenen Verleumdung ausgeht und die lauteren Quellen durch diese und seine ebenso argen Mißverständnisse trübt, so fordert die Wissenschaft den umgekehrten Gang. Sie muß Goethes eigene Briefe durchdringen und die daraus sich ergebenden Schlüsse ziehen, was bisher noch nicht genügend geschehen ist, Wahrheit und Dichtung in seiner Lebensdarstellung möglichst genau scheiden, besonders beachten, daß die Art, wie die verschiedenen Besuche in Sesenheim zeitlich angeordnet sind, von der Bequemlichkeit

abhängig war, sie mit seinem sonstigen Straßburger Leben zu vereinigen. Die Phantasterei von Lenz hat sie als das zu erkennen, was sie ist. Alles, was von den letzten vierzig Jahren Friederikens bekannt ist, wird man um so weniger missen wollen, als es ihr schönes Bild bestätigt. Die spätere Sage darf nicht ohne weiteres als Verleumdung zur Seite geschoben, ihre Entstehung muß möglichst nachgewiesen werden. Nur so kann die Wissenschaft die leider durch einen klassischen Philologen, der zu besseren Hoffnungen berechtigte, geübte Versündigung sühnen.

Friederike und Goethe.

Die für alle Zeiten verklärte Sesenheimer Geliebte des größten Sohnes der alten Reichs-, Krönungs- und Handelsstadt stammte aus der gesegneten Ehe tüchtiger, rechtlicher Eltern, die beide Straßburger Kinder waren. Der Vater, der Sohn eines Küblers (Weißbinders), am 10. April 1717 geboren, hatte sich auf der streng lutherischen Hochschule seiner unter der neuen französischen Herrschaft zu höherem Wohlstand sich entwickelnden Vaterstadt dem Dienste des Herrn gewidmet. 1743 als Pfarrer nach Niederrödern berufen (das Recht eines Straßburger Bürgers behielt er bei), vermählte er sich sofort am 29. Mai mit der sieben Jahre jüngeren Tochter des Straßburger Bürgers und Schaffners des Barons von Dürkheim zu Fröschweiler und anderer Herrschaften Joh. Christof Schöll, dessen Söhne und Verwandte zum Teil angesehene Verwaltungsstellen bekleideten. Der Vater, klein von Gestalt, war ein strenggläubiger, pflichtgetreuer, beweglicher, geselliger, gastfreier und äußerst wohlthätiger Mann, der die Sorge für seine Familie seiner sehr verständigen und würdigen Frau überließ, die durch hohen Wuchs, edles Ansehen und gewinnende Würde sich auszeichnete. In Niederrödern wurden dem glücklich zusammenstimmenden Paare zehn Kinder geboren, von denen vier Töchter noch am Leben waren, als Brion im Spätherbst 1760 als Pfarrer von Sesenheim und fünf damit verbundenen Dörfern berufen wurde. Die älteste der noch lebenden Töchter, Katharina Magdalena, war am 26. Juli 1747 geboren, Maria Salomea am 7. September 1749, die dritte, Friederika

Elisabetha, spätestens Ostern 1752, vielleicht schon 1751, die vierte, Jakobea Sophia, etwa vier Jahre später. Die jüngste hatte als Kind einen unglücklichen Fall erlitten, wovon sie hinkend blieb. Das Elternglück wurde zu Sesenheim durch die Geburt eines Benjamin vollendet, der am 18. Mai 1763 „zur Welt geboren und sogleich zur Flut der heiligen Taufe gebracht und benamset worden Christian". War das Pfarrhaus, obgleich es noch keine hundert Jahre stand, schon etwas verfallen und die Zimmer nicht sehr geräumig, so reichten sie doch für die Familie und einige Gäste hin und bei größeren Gesellschaften mußte das naheliegende Gasthaus zum Anker, auch wohl ein Nachbar aushelfen. Mit der Scheune, Stallungen, Wohn- und Backhaus, einem Vorhofe nebst Gärtchen und zwei durch einen Baumgarten getrennten Gemüsegärten nahm sich das Anwesen wie ein ansehnlicher Bauernhof aus. Der Vater der Pfarrerin starb im Pfarrhaus am 17. Juli 1764. Schon am 5. November 1766 vermählte sich die älteste Tochter mit dem geistlichen Präzeptor am Karlsruher Gymnasium, Christian Bernhard Gockel, der drei Jahre später Pfarrer zu Eichstetten im badischen Oberland wurde und, nach seiner weiteren Beförderung zu urteilen, ein tüchtiger Mann gewesen sein muß.

Die beiden ältesten noch im Hause weilenden Töchter hatten das einundzwanzigste und das achtzehnte, wenn nicht schon das neunzehnte Jahr vollendet, als der Frankfurter Kandidat der Rechte Johann Wolfgang Goethe (er war etwas mehr als eine Woche älter als Maria Salomea) von seinem Straßburger Tischgenossen und Freunde, einem ein Jahr jüngeren Buchsweiler, dem Mediziner Friedrich Leopold Weyland, kurz vor Mitte Oktober 1770 in das Sesenheimer Pfarrhaus eingeführt wurde. Zu Weyland hatte Goethe, der Enkel des Frankfurter Stadtschultheißen, sich durch dessen munteres, treuherziges, natürliches Wesen hingezogen gefühlt; dazu kam, daß er Enkel und Sohn eines Frankfurter Bürgers war. Schon der Vater hatte dort einige Jahre als Arzt gelebt und er selbst beabsichtigte gleich nach Vollendung seiner Studien sich daselbst niederzulassen. So hatte denn Goethe auch in den Johannisferien mit Weyland und einem in Saarbrücken angestellten älteren Manne, der eben zu Straßburg das Licentiat sich erworben, die Hauptstadt der Grafschaft Nassau-

Saarbrück besucht, wo Weylands Halbschwester und ihr Gatte, Regierungsrat Schöll, ein Bruder der Frau Pfarrerin Brion, sie freundlich aufgenommen hatten. Auf dieser Reise war Goethes Dichtung nach längerem Schweigen von neuem lebhaft geweckt worden. Höchst wahrscheinlich hatte dieser, nachdem er Ende September die letzte juristische Prüfung bestanden, anfangs Oktober den Freund in Buchsweiler besucht. Dort, wenn nicht schon früher, war dann verabredet worden, vor der Rückkehr nach Straßburg die Weyland verwandte Familie Brion zu besuchen; hatte er ja den Bruder der Pfarrerin schon in Saarbrücken kennen gelernt. Weniger wahrscheinlich ist Goethes Bericht in „Wahrheit und Dichtung", wonach er von Straßburg aus mit dem Freunde nach Sesenheim geritten: nur die, wie wir jetzt wissen, ganz ersonnene Verkleidung hatte ihn darauf geführt.

Glücklicherweise haben wir über diesen ersten folgereichen Besuch Sesenheims gleichzeitige Berichte Goethes, die uns zeigen, daß er denselben in „Wahrheit und Dichtung" ganz frei ausgeführt hat. Dazu war er auch dadurch genötigt, daß ihm zur Zeit weder diese, in andern Händen befindlichen Berichte vorlagen, noch die Erinnerung die nötigen Dienste leistete. Gleich am Abend nach der Rückkehr von Sesenheim, am 14. Oktober, wandte er sich an dieselbe Freundin, an die er vor fast vier Monaten von Saarbrücken aus geschrieben und sich wegen seines langen Schweigens entschuldigt hatte. Sein jetziges Leben in Straßburg, äußerte er, sei vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, doch eben so wenig fürs Herz, wie für Augen und Ohren viel, aber augenblicklich treibe ihn eine so gar artige Ursache, der Freundin zu schreiben, daß er sie ihr sagen müsse: „Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe . . . Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt: aber wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft

genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig." Das ist nicht die Stimmung eines herzlosen Wollüstlings, wozu Zolling den Liebhaber Friederikens herabdrücken möchte, sondern die fromme Beseligung, die der Greis dreiundfünfzig Jahre später so ergreifend in der Marienbader Elegie bezeichnete. Im Laufe des folgenden Tages, wahrscheinlich am späten Vormittag, drängte es ihn, der neuen Freundin in Sesenheim, die er noch nicht bei ihrem Vornamen zu nennen wagt, sondern einfach „Mamsell" anredet, seine Empfindungen auszusprechen. Die Abrede brieflicher Verbindung zwischen ihnen war noch nicht getroffen, aber er glaubte nicht erst um die Erlaubnis dazu bitten zu dürfen, sondern beginnt sogleich (nur der Entwurf des Briefes liegt vor) nach der Ueberschrift „Liebe neue Freundin" und der Datierung: „Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug' im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsre Herzen wollt' ich schwören: Sie, gut und zärtlich, wie ich Sie kenne, sollten mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bischen günstig sein?" Die Weimarsche Ausgabe der Briefe bemerkt, daß dieser Eingang in Klammern geschlossen ist, und schließt daraus mit Recht, daß er in der Reinschrift wegbleiben sollte: wie bescheiden sich auch das Geständnis seiner innigen Liebe hervorgewagt, es schien ihm für die erste briefliche Ansprache doch noch zu kühn. Dann aber begann er von neuem: „Liebe, liebe Freundin. Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein andres: so viel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen sein möchte. Und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg [er wohnte an der schönen, langen Straße des besonders in den Morgenstunden sehr bewegten alten Fischmarktes], als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht fühlen." Im Uebergange zur Beschreibung der „Umstände" der Rückreise von Weyland und ihm bemerkt er, sie werde sich diese

ungefähr vorstellen können, wenn sie beim Abschiede ihm ansehen gekonnt, wie leid es [das Scheiden] ihm gethan, und wenn sie beobachtet, wie sehr Weyland nach Hause [Straßburg, wo er den Anfang der Vorlesungen nicht versäumen wollte] geeilt, so gern er sonst bei ihnen geblieben wäre. „Seine Gedanken gingen vorwärts [waren schon seinen fleißig betriebenen Studien zugewandt], meine zurück, und so ist natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte. Zu Ende der Wanzenau [dort trafen sie auf die große Rheinstraße nach Druſenheim, während sie von Sesenheim aus einen kürzeren Fußweg eingeschlagen hatten] machten wir Spekulation, den Weg [der auf jener Straße nach Straßburg führte] abzukürzen, und verirrten uns zwischen den Moräſten. Die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig fiel, sich nur etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unsrer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein." Wie aus der Heiterkeit des letzten Teiles der Erzählung der muntere Ton klingt, den er in Sesenheim angeschlagen hatte, so deutet wohl die launige Anspielung auf ein Märchen, das der stets bereite Märchenerzähler den Schwestern in seiner entzückenden Weise zum besten gegeben hatte, die Geschichte von Zauberprinzessinnen, die ihren in höchster Not schwebenden Rittern zu Hilfe gekommen. In „Wahrheit und Dichtung" erzählt Goethe in der Sesenheimer Laube ein Märchen von einem Abenteurer, der groß, derb und plump gewesen und seine Geliebte auf der Hand getragen habe, und wir wissen, daß er sein schon 1807 gedichtetes Märchen von der neuen Meluſine am Ende des zehnten Buches erzählen lassen wollte, nur auf Riemers ernstliches Abraten davon abstand. Daß er damit eine sinnbildliche Darstellung „des sozialen und geistigen Abstandes, der ihn, den vornehmen Dichtergenius, von dem einfachen Landmädchen trennte, das ihm nicht ebenbürtig war", beabsichtigt habe, dürfen wir Lucius (S. 184—187) nicht zugeben, ebensowenig eine andre sinnbildliche Deutung, wie die von Bielschowsky (S. 40 f.), daß er seine Lebensfreiheit nicht habe durch eine Ehe binden dürfen. Goethe wollte, wie im ersten Teile ein Knabenmärchen, so im zweiten ein Jünglingsmärchen geben, wozu er das längst fertige

von der neuen Melusine ausersah, aber er fand noch zur Zeit, daß dieses hier unzweckmäßig sei, und so ließ er nur wenige unausgeführte Züge desselben stehen, da ihm die Zeit mangelte, ein andres entsprechenderes Märchen auszuführen, er das aus einem Gusse geflossene, in sich abgerundete nicht abändern wollte. Auch in einem andern Punkte können wir Lucius nicht beistimmen. Meiner Annahme, die Freunde seien zu Fuße nach Straßburg zurückgekehrt, hält er (S. 175) entgegen, daß er dies mit dem besten Willen aus dem Briefe nicht herauslesen könne: aber ebensowenig enthält es die geringste Andeutung, daß sie geritten, und die ganz frei erfundene Darstellung des ersten Sesenheimer Besuches in „Wahrheit und Dichtung" kann für den wirklichen Verlauf gar nichts beweisen. Aus dem Briefe an die Freundin ergibt sich, daß der Aufenthalt einige Tage dauerte, und auch unser Schreiben deutet auf eine längere Zeit; nun aber wäre es kaum glaublich, daß sie ihre Pferde, auch wenn sie wirklich von Straßburg gekommen, so lange bei sich behalten, und von Sesenheim hätten sie solche kaum mitnehmen können, weil diese dann dorthin hätten zurückgebracht werden müssen. Dagegen sehe ich nicht, daß irgend etwas der Annahme widerspräche, sie seien am frühen Nachmittage des 14. Oktober auf dem Fußwege zurückgekehrt, der ihnen freilich „Beschwerlichkeiten" machte, sie ermüdete, so daß sie in der Wanzenau auf eine Abkürzung dachten. Auf dem Hinwege hatten sie den Postwagen bis Drusenheim benutzt, was sie jetzt nicht konnten, da dieser erst am andern Morgen nach Straßburg fuhr.

Doch kehren wir zurück zu Goethes erstem Friederikenbriefe, leider dem einzigen erhaltenen, so fährt der Liebende fort: „Unterdessen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug [er sagt nicht hielt, sondern braucht das auf den Wanderer deutende trug, das auch zu der an einem Bande umgehangenen Rolle paßte], ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? [Statt des Zeichens der Frage sollte wohl das des Ausrufs stehen, da der abgebrochene Gedanke ist: „freut es mich, daß ich Ihnen einen Dienst erzeigen konnte."] O, ich mag nichts sagen [wie wohl dies mir that]; entweder Sie können's raten, oder Sie glauben's nicht." [Die Rolle zu übergeben hatte Friederike ihn be-

auftragt, nicht der Vater, dem er sonst über die Ausführung des Auftrags berichtet haben müßte. Nach dem erfinderischen Falck sollte Goethe auf diese Rolle sein Märchen schreiben!] „Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsre Freude gewesen war [ohne Zweifel hatte Goethe ihn wärmer als Weyland geäußert], endigte sich in ein Projekt, Sie balde wieder zu sehen." Nachdem er den sich unmittelbar anschließenden Satz: „Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu sehen", launig dadurch ausgeführt hat, daß man die Zwischenzeit mit einem Schattenbild sich tröste, fährt er fort, wobei er zunächst noch Weyland einschließt, dann aber wieder von sich allein spricht, indem er sich an Friederiken wendet: „Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unsrer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben." Auf so hübsche Weise nahm er die Erlaubnis in Anspruch, an die Erwählte zu schreiben, und er durfte hoffen, daß Friederike ihm diese nicht entziehen werde. Er schließt mit vielem Dank und vielen aufrichtigen Empfehlungen an die teuren Eltern, der lieben Schwestern aber sendet er „viel hundert — was ich Ihnen gern wiedergäbe." Die Sendung von Küssen ist der gangbaren Formel entnommen, aber launig das letzte Wort nicht ausgeschrieben, um anzudeuten, wie gern er sie küßte. Die Küsse, die sie in seinem Namen der Schwester geben möge, würde er gern ihr wiedergeben; denn so sind die Schlußworte zu verstehen, nicht als Erinnerung an früher ihr gegebene Küsse.

Von den beiden Schwestern war die zwei Jahre ältere Salomea stark und kräftig, von gesundem, heiterem Sinne und frischer, den häuslichen Geschäften zugewandter Thätigkeit, die achtzehnjährige Friederike eine zarte und feine, geistig angeregte, tief empfindende Natur; sie hatte auch einige Zeit in Straßburg bei den Ver-

wandten zu ihrer Ausbildung zugebracht, spielte das Klavier und sang, zeichnete vielleicht auch schon damals. Das leicht hinfliegende Mädchen, dessen Brust Schonung forderte, zeigte sich bei starker körperlicher und geistiger Bewegung besonders in voller Schönheit, wenn liebliches Rot das sonst blasse, schmale, lange Gesicht des niedlichen Köpfchens malte, das die schweren dunkelblonden Zöpfe kaum tragen zu können schien, und die blauen Augen tief erglänzten. Goethes köstliche Beschreibung wird bestätigt durch die Aussagen der Sesenheimer, die sie noch gekannt*), und es wäre zu verwundern, wenn diese in seiner blühendsten Zeit ihn beseligende anmutige Elsässerin sich ihm nicht unvergänglich eingeprägt hätte. Neben der zarten, reinen Empfindung zog den jungen Dichter, den eben der volle Reiz des Lebens neu ergriffen hatte, besonders die Gutmütigkeit ihres zum Wohlthun geschaffenen Herzens an, die ein Erbteil der Eltern gewesen zu sein scheint; bei dem Vater ging diese so weit, daß seine Wohlthätigkeit sich keine Grenzen setzte. Als Mann aus dem Volke kannte er keinen Stolz, wenn er auch die Würde seiner Stellung zu wahren wußte, und so ließ er auch seine Kinder mit den geringsten umgehen. In seinem Hause übte er die schönste Gastlichkeit; dessen Ehre war die verständige, würdige und menschenfreundliche Gattin. Als Hauptzüge von Friederikens Charakter hörte Kruse ihre lebendige Dienstfertigkeit, Einsicht und Redegewandtheit rühmen. Goethe hebt ihre Leichtigkeit der Bewegung und ihre Gewandtheit, alles anzuordnen, ihre schöne Selbständigkeit und die Liebe, die sie von allen Dorfbewohnern genoß,

*) Friedrich Götz beschreibt sie 1859 nach dem Berichte noch lebender Familienglieder, die sie gekannt, als „von Gestalt über mittelgroß, schlank, hager, mit blondem, lockigem Haarwuchs, blauen Augen und länglichem, sehr freundlichem Gesichte". Goethe soll sie mit Bezug auf ihre zarte weiße Haut seinen elfenbeinernen Turm genannt haben. Nach Weill sagten die Sesenheimer, sie habe „jenes kindliche, vornehme Gesicht, einen reizenden Busen, kastanienbraunes, langes, üppiges Haar und wundervolle Zähne" gehabt; seine angebliche Nachbarin des Brionschen Hauses nennt sie „ein bildschönes Mädchen wie von lauter Milch und Blut". Das Pastellbild Friederikens und ihre beiden Silhouetten sind bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden; das Bild, das Falck vermutungsweise für Friederiken ausgegeben hat, kann diese Ehre nicht beanspruchen.

besonders hervor, alles Züge, die durch die Berichte aus ihrem späteren Leben bestätigt werden.

Ein solches Wesen mußte gleich beim ersten Anblick Goethes Seele entzünden, und der Zauber des feurigen Jünglings das nach innigem Erguß seiner Empfindungen sich sehnende Mädchen hinreißen. Friederikens Zärtlichkeit und Güte, daß sie so gut und angenehm sei, hebt der Brief hervor, der auch der genossenen süßen Landfreuden, ihrer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten, gedenkt. Die Mitteilung an die ältere Freundin vom 14. hatte die liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und den freundlichsten Himmel erwähnt. Wesentlich stimmt damit die freie novellistische Ausführung in „Wahrheit und Dichtung". Daß auch die Oertlichkeit, die der Dichter zuletzt vor einem Menschenalter gesehen hatte, sich ihm so lebendig eingeprägt hatte, wundert mich nicht, da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie tief solche Erinnerungen haften; ebenso natürlich ist es, daß einige Einzelheiten, wie man längst bemerkt hat, verschoben sind, auch dürfte einzelnes in der Oertlichkeit zweckmäßig geändert sein.

Von dem sich nun bildenden Briefwechsel der Liebenden hat sich leider nichts erhalten. Die Goetheschen verbrannte Friederikens sie überlebende jüngere Schwester zuletzt aus Aerger, daß Goethe äußerer Gründe wegen die so herzlich an ihm hängende Geliebte nicht heimgeführt; es seien wohl an dreißig gewesen, berichtete sie Kruse. Auch gleichzeitige von seiner Liebe sprechende Briefe des jungen Dichters an andre haben sich aus den nächsten sieben Monaten nicht erhalten. Von einem im Dezember geschriebenen an den Jugendfreund Horn, der selbst an unglücklicher Liebe litt, haben wir durch Eckermann Kunde. Goethe zeigte ihm zwei Briefe an diesen aus dem Juli (also nach der Saarbrücker Reise) und dem Dezember 1770 von ruhiger, reiner und zierlicher Handschrift. Im letzteren seien schon „Spuren von Werther", was nur heißen kann von Werthers träumerischer Empfindsamkeit; das Verhältnis in Sesenheim sei angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheine sich im Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen, seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. Goethe hatte seine aus Leipzig und Straßburg an Horn geschriebenen Briefe 1827 zurück erhalten, aber sie mit Ausnahme der beiden Straßburger verbrannt, nur

diese aufbewahrt, weil man in ihnen endlich ein freieres Umherblicken und Aufatmen, heiteren inneren Trieb und löblich geselligen Freisinn gewahr werde, aber freilich noch keine Spur von *woher? wohin?* und *wo aus? wo ein?* Der bedauerliche Zufall, daß diese beiden Briefe nach Goethes Tod aus dessen Nachlaß veruntreut worden, hat bei den Gegnern unverständigen Verdacht erregt. Froitzheim und ihm folgend Zolling fabeln von absichtlicher Vernichtung, obgleich Goethe selbst diese beiden Briefe aufbewahrt und Eckermann zum Lesen gegeben hatte. War Goethe zu empfindlich gegen Veröffentlichung seiner Jugendbriefe, so kann man ihm darin fast recht geben, bedenkt man, wie gewisse Leute unschuldige Ausdrücke auf das niederträchtigste mißverstanden haben, wie man z. B. vor drei Jahren in der Monatsschrift „Die Gesellschaft" daraus, daß Goethes Tagebuch berichtet, er sei nachts (d. h. nach dem damaligen Sprachgebrauche abends) bei Frau von Stein gewesen oder zu ihr gegangen, Schändliches geschlossen hat. Und selbst bedeutendere Geister als jener Entdecker haben aus ähnlichen Ausdrücken nicht weniger gemeine Schlüsse gezogen.

Ohne Zweifel gingen dem Dezemberberichte an Horn Briefe von und nach Sesenheim und Besuche des gastfreien Pfarrhauses voran, welche das herzliche Verhältnis der Liebenden vertraulicher machten; auch an dichterischen Spenden dürfte es nicht gefehlt haben, und wahrscheinlich gab Goethe jetzt Friederiken das Lied, das ihm schon vor ihrer Bekanntschaft, zu Saarbrücken, wo er ihre Verwandten kennen gelernt hatte, aus sehnsüchtig gespannter Seele geflossen war.*) Nicht unmöglich ist es auch, daß schon damals das gefühlvolle Gedicht „Willkomm und Abschied" vorlag; unzweifelhaft bezog sich dieses, von dem Friederike eine Abschrift besaß, nicht auf das Sesenheimer Liebesverhältnis, obgleich Goethe es in „Wahrheit und Dichtung" bei Schilderung eines Nachrittes be-

*) Ueber dieses Lied und alle in seinen Straßburger Aufenthalt fallenden verweise ich auf meine Aufsätze in der „Beilage" zur Münchener „Allgemeinen Zeitung" 1891, Nr. 252 und in den „Grenzboten" 1892 I. Dort sind auch die Ansprüche zurückgewiesen, welche man zu Gunsten von Lenz auf mehrere der aus Friederikens Nachlaß stammenden Lieder erhoben hat, obgleich es an sich völlig unwahrscheinlich, daß Friederike etwas von diesem Erhaltene aufbewahrt hat.

nutzt hat. Der zweite Besuch Sesenheims, etwa um Allerheiligen (1. November), könnte derjenige sein, von dem eine alte, zuverlässige Frau, die als Kind im Pfarrhause aus- und eingegangen, zu erzählen pflegte. Lucius hörte diesen Bericht aus dem Munde des Gatten ihrer Enkelin. Alljährlich versammelte sich eine Anzahl größerer Mädchen im Pfarrhofe, um das Welschkorn, das der Pfarrer selbst gezogen oder als Zehnten erhalten, zu „basten", d. h. die Kolben desselben in Büschel zu binden, so daß sie im Freien aufgehangen werden konnten. Da dabei mancherlei Scherz getrieben wurde und ein Abendessen die Arbeiterinnen lohnte, so war dies für die Mädchen ein Fest. Man könnte sich denken, Friederike habe Goethe zu dieser elsässischen Lustbarkeit eingeladen. Der Bericht der Alten lautete: „Als wir nun so beisammen waren, kam auch Herr Goethe zu uns in die Scheune und machte uns durch seine Späße und seine drolligen Erzählungen so sehr lachen, daß wir fast gar nichts arbeiten konnten." Der Brief an Horn wurde wahrscheinlich nach einem dritten Besuch Sesenheims geschrieben.

Festen Boden gewinnen wir durch die aus Friederikens Nachlaß von Kruse geretteten Verse:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder;
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Beide Schwestern hatten ihn wohl zu Weihnachten eingeladen und über deren Feier in ihrem Hause sich ausgelassen; darauf versprach er in tändelnder Laune seine Ankunft. Das Sträußchenbinden bezieht sich auf das Spiel des Straußwindens. Bruder Christian war damals im achten Jahre. Schon damals dürfte Goethe Lieder gedichtet haben, die er den von Friederiken gesungenen Weisen unterlegte. Der Bericht darüber in „Wahrheit und Dichtung" wird durch ein unten folgendes Lied vom nächsten Februar

und Goethes Brief vom September 1779 bestätigt. Auf der Rückreise oder während seines damaligen Sesenheimer Aufenthaltes scheint er im Auftrage der Schwestern einen Ritt gemacht zu haben, über den die launigen, in einer Dorfherberge geschriebenen Verse nach Sesenheim berichteten:

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, lieben Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort
Und seine Seele nicht geschwinder.

Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch
Und endige mein Abenteuer
Mit einem paar gesottner Eier
Und einem Stück gebacknen Fisch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falber stolperte wie blind,
Und doch fand ich den Weg so gut, wie ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

Der Schluß deutet auf kurze Tage, wo es beim Morgenläuten noch finster ist. Wie ungern er von Sesenheim geschieden, spricht 1, 4 aus; vergnügt 2, 1 war er, weil er den bösen Nachtritt überstanden.

Von einem kaum zu bezweifelnden Januarbesuch hat sich keine Spur erhalten, dagegen scheint der folgende sich länger verzögert zu haben, wozu auch die Trauer um den Tod des Großvaters und besonders um den Schmerz der Großmutter beigetragen haben mag, der er gegen den 10. Februar einen schönen Trostbrief schrieb. Dienstag am 12. war Fastnacht. Gegen Ende Februar könnte die Ankündigung seines baldigen Wiedersehens fallen, in welcher er schon vertraulicher die Geliebte mit dem Rufnamen anredet und von ihrer Umarmung die Rede ist, auch von seiner neu erwachten Liebeslust:

Balde seh' ich Riekchen wieder,
Balde, bald umarm' ich sie;
Munter tanzen meine Lieder
Nach der süßten Melodie.

O wie schön hat's mir geklungen,
Wenn sie meine Lieder sang!
Lange hab' ich nicht gesungen,
Lange, liebe Liebe, lang.

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen,
Wenn mein Liebchen mir entflieht*),
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in mein Lied**).

Doch jetzt sing' ich und ich habe
Volle Freude, süß und rein,
Ja, ich gäbe diese Gabe
Nicht um aller Klöster Wein.

Dieser echt weinländische Ausdruck der mit der schon zu wehen beginnenden Frühlingsluft neu erwachten Sangesluft und der in der Hoffnung baldigen Wiedersehens ihn freudig bedrängenden Liebe verkündete der Geliebten seine baldige Ankunft, die wir wohl Anfang März setzen dürfen. Gewagter ist es den Tag zu bestimmen, doch bietet sich dazu der Namenstag der Geliebten ungesucht dar, der auf den 5. März, diesmal einen Sonntag, fiel. Den Namenstag zu feiern pflegte Goethe auch sonst, so seinen eigenen und in diesem Herbst den Shakespeares, noch in Weimar den der Herzogin Luise und der Frau von Stein. Nach diesem Besuche, im Anfange des Frühlings, wagte er das Geständnis seiner nur in ihrem Besitze sich beruhigenden Liebe anzudeuten bei Uebersendung eines schönen, nach der Mode der Zeit von ihm selbst mit Rosenblättern bemalten Bandes zum Schmucke ihres Kleides. Jedenfalls gehört in diese Zeit das in den Anfangsworten spätestens auf den Beginn des Frühlings als Zeit des Malens und der Sendung deutende Lied, das seiner innigen Herzensneigung wärmsten Ausdruck lieh:

---

*) Offenbar im Sinne „wenn ich ihrer Gegenwart entbehre". Vorher ist „liebe Liebe" als Anruf an die ihn quälende Liebe zu fassen, wie in dem Liede „An Belinden".

**) Regt kein Lied an; das thut nur die Freude. — Wahr im Sinne von voll, echt.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und dann tritt sie für den Spiegel
Mit zufriedner Munterkeit;

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Kuß, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Schicksal, segne diese Triebe,
Laß mich ihr und laß sie mein,
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein!

Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich' mir deine liebe Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Friederike nahm Gabe und Verse freundlich auf, aber ohne wohl in ihnen mehr als eine gefühlvolle Galanterie sehen zu wollen; sie lud ihn zu einem großen Feste ein, wozu nach „Wahrheit und Dichtung" auch überrheinische Freunde kamen, unter ihnen ohne Zweifel der Amtmann von Lichtenau, Hofrat und Licentiat Schübler, dessen Goethe als eines bei jenem Feste sehr lustigen Mannes gedenkt, kaum Verwandte aus der Ortenau, aber gewiß solche aus Straßburg. Wahrscheinlich war der Tag des Festes Brions Geburtstag, der 10. April, wohl nicht, wie Lucius annahm, Ostermontag der 2., weil Ostern die Kinderkommunion war, die den Pfarrer auch wohl noch Ostermontag in Anspruch nahm. Dieses mag Goethe abgehalten haben, Ostern zu kommen, vielleicht auch Herders nahe Abreise. Des Festes erinnerte sich die schon im vorhergehenden Jahre konfirmierte jüngere Schwester Sophie noch in ihrem spätesten Alter. In dem Lusthölzchen, das man Nachtigallenwäldel nannte, „weil die Nachtigallen, wie die Bauern sagten,

so viel darin plärrten, daß man nachts gar nicht schlafen könne", hätten sie einmal an einer der vier dicht verwachsenen Buchen ihren und vieler ihrer Freunde Namen auf eine vom Schreiner gemachte Tafel setzen lassen; zuletzt Goethe den seinigen unter folgende Verse, die sie Kruse aus dem Gedächtnis hersagte:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Sturm und Regen,
Verschont das heilige Holz!
Und soll ein Nam' verderben,
So nehmt die obern in acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Offenbar geschah dies bei jenem großen Feste. Das Befestigen der Inschrifttafel hatte vielleicht der junge Dichter veranstaltet; jedenfalls war es sein Einfall, auf einem Blatte darunter die bescheidenen Verse anzubringen, welche die Namen der übrigen gegen alles Wetter und besonders gegen Blitzschlag gleichsam heiligend schützen sollten. Wie mußte Friederike sich dieses glücklichen Einfalls freuen! In „Wahrheit und Dichtung" wird schon beim ersten Besuche jenes Wäldchens gedacht, das eine ganz nahe Erderhöhung bekrönt habe. Auf einem reinlichen Platze standen, so heißt es, vier Bänke, von deren jeder man eine hübsche Aussicht in die Gegend hatte, und auf einem Brett an einem der stärksten Bäume fand sich die Inschrift „Friederikens Ruhe". Das ist eine bloße Ausschmückung, bei der aber jenes wirkliche Wäldchen auf der Höhe vorschwebt, die im Munde des Volkes Ebersberg hieß. Dieser Weihetafel gedenkt „Wahrheit und Dichtung" nicht (vielleicht ist die Inschrift „Friederikens Ruhe" daraus hervorgegangen), dagegen eines von Friederiken angeordneten Spazierganges nach jenem schönen Platze, wo man eine reichliche Erfrischung gefunden und sich an Pfänderspielen bis zum Essen belustigt habe. Friederike habe es auch auf seinen Wunsch durchgesetzt, daß bei den Pfänderlösungen Küsse ausgeschlossen gewesen. Das bedeutungsvollste Ereignis dieses Tages verlegt der Dichter, da er eine allmähliche Entwickelung beabsichtigt und die von ihm erfundene

Verwünschung Lucindens voll ausnutzen will, auf einen folgenden Besuch, an dem erst jenes große Fest stattgefunden habe. Damals habe die Gesellschaft aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden bestanden, die ein alter Amtmann noch zu überbieten getrachtet, der das wunderlichste Zeug angegeben und bei Tisch des Guten zu viel gethan. Bei dem Pfänderspiel, diesmal am Nachmittag, sei alles ins Uebertriebene gegangen; er selbst habe alle abergläubischen Grillen aufgegeben, so daß er, als sich die Gelegenheit geboten, seine zärtlich Geliebte recht herzlich geküßt, auch noch weniger sich die Wiederholung dieser Freude versagt habe. Die Wahrheit war, daß er bei dem Pfänderspiel nicht, wie sonst, in freundlicher Neigung, sondern mit der Glut unzertrennlicher Seelengemeinschaft einen Kuß auf der Geliebten Lippen gedrückt, und diese durch die Art, wie sie sich weiter gegen ihn bezeigt, ihre Gegenliebe ihm verraten habe. Als er am späten Abend sich allein befand, muß er die aus Friederikens Nachlaß erhaltenen Verse gedichtet haben:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle;
Ihr Herz gewann ich mir im Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;
Nun laß auch morgen sein wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein.

Auch diese Verse strafen Zollings böses Wort Lügen, der von Leipzig verdorben zurückgekehrte „Don Sassafras" (diese Bezeichnung hatte schon Froitzheim herangezogen) sei wenig zu platonischer Liebe aufgelegt gewesen, bloß auf sinnlichen Genuß ausgegangen: sie zeigen, wie hoch er das Glück geschätzt, ein solches ihm ganz angehörende Herz gefunden zu haben, und daß dieses Glück ihn an seine ernste Pflicht erinnert habe, auch die Geliebte glücklich zu machen. Schon einmal (S. 33) hörten wir ihn das Schicksal anflehen, seine Liebe zu segnen, sie einander sich ganz angehören, ihre Liebe kein schwaches Band sein zu lassen. Goethe rief das Schicksal nur in bedeutenden Augenblicken an, wie in den „Hoffnung" überschriebenen Versen auf der Schweizerreise von 1775, wo er sein hohes Glück bittet, ihn sein Tagewerk vollenden zu lassen, und in dem Gedicht „Dem Schicksal" vom August 1776,

dem Danke an das „tiefe Schicksal", das ihm und seinem Karl August das Gefühl gegeben, sie müßten ihm folgen. Mit dem Ernst seiner Natur hing es zusammen, daß jeder bedeutende Lebenspunkt ihn zum Nachdenken über sein Glück und zu guten Vorsätzen aufforderte. Ein andrer bedeutsamer Charakterzug Goethes, der sich auch diesmal bewährte, lag darin, daß er in der Leidenschaft zu rechter Zeit sich zu fassen wußte. In „Wahrheit und Dichtung", wo das ganze Sesenheimer Verhältnis sich größtenteils als Idylle abspielen, die Entsagung nur kurz abgethan werden sollte, freilich mit redlicher Anerkennung seiner Schuld, ist an die Stelle jenes Gebetes an sein Schicksal die schreckliche Angst vor Lucindens Verwünschung getreten: aber freilich hören wir vorher noch, das Liebespaar habe so leidenschaftlich zusammen getanzt, daß man ihm von allen Seiten zugeredet, „nicht weiter fortzurasen", wo sie denn durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand und am stillen Platze jenes Wäldchens durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß sie sich von Grund aus liebten, sich entschädigt. Dazu dürfte es aber an jenem Abend noch nicht gekommen sein, nur gewannen sie die Gewißheit ihrer unauslöschlichen Liebe.

Zu einem ausdrücklichen Geständnisse möchte erst der nächste Besuch geführt haben, der wohl Anfangs Mai erfolgte. Die einzige Spur desselben bietet das Gedicht, in welchem er sich beklagt, daß Friederike, die er hier bereits mit Namen anredet und sein geliebt Geschwister nennt, ihr Versprechen verschläft, am frühen Morgen mit ihm spazieren zu gehen, um die Nachtigallen schlagen zu hören. Der Anfang ist dichterisch empfunden.

Erwache, Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Hier ermattet der Schwung, erhebt sich aber wieder zur Laune, die bis an den Schluß vorhält. Zur Strafe soll sie hören,

was er gereimt hat; denn er sei in den Banden des Reimes gegangen, da seine schönste Muse noch geschlafen habe. Mit seinen eben gedichteten Versen empfing er die spät Erwachte: denn daß sie absichtlich ihr Versprechen nicht gehalten, ist kaum anzunehmen; jedenfalls sollte ja die Schwester beim frühen Morgenspaziergang sie begleiten. Aber dieser Besuch dauerte wohl ein paar Tage und wird den Liebenden süßes Glück in stiller Vertraulichkeit gebracht haben. Doch zu weiteren Erklärungen über die Zukunft konnte Goethe nicht kommen: noch lebte er ganz in der Wonne der Gegenwart, durfte seinen Blick nicht in die Zukunft wenden, wo unüberwindliche Schwierigkeiten seinen Wünschen sich entgegentürmten. Nicht lange konnte er sich dem Bedenken verschließen, daß der Vater sein geträumtes Glück nicht bestätigen, er auf seinem Plan, ihn erst auf Reisen sich ausbilden zu lassen, bestehen und eine angesehenere Schwiegertochter verlangen werde als die Tochter eines elsässischen Dorfpfarrers, ja, er mußte sich selbst sagen, daß sie schlecht in sein väterliches Haus unter den lehrhaften, wegen der getäuschten Erwartung mürrischen Vater sich schicken und ihr fröhliches Landleben vermissen werde. In „Wahrheit und Dichtung" hat Goethe die Beängstigung seiner Liebe viel später gesetzt, der Fortdauer der ungetrübten Liebe absichtlich eine längere Dauer gegeben, nicht um seine Schuld zu verringern, die vielmehr durch die längere Unbedachtsamkeit bedeutender wird, sondern um die Schilderung seiner Liebeszeit anmutiger und gefälliger für den Leser zu machen, was ihm auch auf das schönste gelungen.

Es muß als ein besonderes Glück gelten, daß, wie die erste Anknüpfung der Sesenheimer Liebe, so auch die freundliche Auflösung derselben in Goethes eigenen gleichzeitigen Briefen dem einsichtigen Leser unverkennbar vorliegt, wenn auch Unverstand und Mißwollen das Offenbare zu verdrehen sich nicht scheuen. Goethes vier Briefe aus Sesenheim an seinen Vertrauten, den neununddreißigjährigen Aktuarius Salzmann zu Straßburg, sind im ersten Drucke, wie Adalbert Baier zuerst aussprach, leider auch noch in der Weimarischen Ausgabe der Briefe, falsch geordnet; erst im siebenten Bande wurde dies berichtigt, aber die Datierung ist auch dort noch verfehlt, da der erste Brief zu spät gesetzt wird, wie ich früher selbst gethan. Lucius meinte, auf die richtige Folge komme wenig

an, weil „eine psychologische Entwickelung“ in ihnen mit überzeugenden Gründen nicht nachzuweisen sei: aber eine solche liegt deutlich vor, tritt äußerlich auch darin hervor, daß nur in den beiden ersten des Hustens, allein im ersten ausdrücklich der Krankheit Friederikens gedacht ist, die Stimmung des ersten der der letzten geradezu entgegengesetzt ist. Freilich war nicht daran zu denken, daß der grimme neue Ankläger Friederikens eine Ahnung davon haben könnte, da ernste Forscher den Fortschritt übersahen. Eigene Betrachtung der Verhältnisse, die durch Briefe des auf die Promotion und die Rückkehr dringenden Vaters mit veranlaßt sein mochten, und der Rat Salzmanns scheinen Goethe gezwungen zu haben, auf das ihm so reizend erschienene Glück zu verzichten, da er dieses nur durch den Bruch mit dem starr auf seinem Willen bestehenden Vater durchsetzen konnte, wodurch er sich und die Geliebte unglücklich machen mußte, da er bei seiner freien Geistesrichtung nicht daran denken konnte, sich durch geschäftliche Thätigkeit die zu einem behaglichen Leben nötigen Mittel zu verschaffen. Auch des kindlichen Gehorsams wird Salzmann als einer sittlichen Pflicht gedacht, die Trennung von der Mutter und der Schwester die, wie er wußte, unter dem strengen Walten des Vaters litten, als weitere schmerzliche Folgen ihm vorgehalten haben. Leider hat Goethe bei dem Verbrennen seiner Briefe in den Jahren 1779 und 1797 auch die Familienbriefe vernichtet. Salzmanns verständiger Rat drang um so leichter durch, als Goethe damals auch körperlich nicht wohl war. Zugleich beunruhigte ihn die Kunde von Friederikens Krankheit. Sie litt wohl an der Brust. In „Wahrheit und Dichtung“ hören wir ein paarmal, daß sie ihre Brust schonen mußte. Als er kurz vor Pfingsten, das auf den 19. Mai fiel, noch vom Husten gequält, nach Sesenheim ging, um nach einigen Tagen zurückzukehren, that er es mit der Absicht, Friederiken mitzuteilen, daß es ihm unmöglich, sie gegen den Willen des Vaters heimzuführen. So erklären sich nicht bloß Goethes Sesenheimer Briefe aus dem Mai und Juni, sie fordern diese Auslegung.

Der erste ist kurz nach Pfingsten geschrieben, und zwar an einem Mittwoch, da Salzmann den Freitag schreiben und schicken soll. Die Boten fuhren Donnerstags von Sesenheim und kehrten Freitags zurück. Daß er anderthalb Wochen habe vergehen lassen,

ehe er ein Wort an Salzmann geschrieben, ist an sich nicht wahrscheinlich, das Datum des 22. Mai wird aber auch durch die Anfangsworte bewiesen: „Unserm Herre Gott zu Ehren geh' ich diesmal nicht aus der Stelle; und weil ich Sie so lange nicht sehen werde, denk' ich, ist es gut, wenn du schreibst, wie dir's geht." Der Ausdruck „Unserm Herre Gott zu Ehren" muß eine besondere Beziehung haben; diese liegt darin, daß der Brief am Quatember (dieses war 1771 der 22. Mai) geschrieben ist; die vier Quatember waren bei den Katholiken strenge Fasttage, an denen auch die geistlichen Weihen stattfanden. Goethe hat sich an diesem Tage als Buße seiner Leichtfertigkeit aufgelegt, noch zu bleiben; das soll in dem „Unserm Herre Gott zu Ehren" angedeutet sein. „Nun geht's [mir] freilich so ziemlich gut, der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelegt, und ich hoffe, er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell, die Kleine [hier Bezeichnung der jüngeren Schwester, nicht, wie sonst, freundliche Benennung der Geliebten] fährt fort traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein traurig Ansehen." Auch Mutter und Schwester waren mißstimmt, da sie wußten oder ahnten, daß Goethe die in der Leidenden erregten Hoffnungen nicht erfüllen könne. „Nicht gerechnet conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herumgeht." Merkwürdig ist, daß hierbei das durch der Götter Einmischung geschlossene und dann gelöste Verhältnis des Aeneas zur Dido Goethe vorschwebt, obgleich dies nicht dasselbe war wie sein eigenes zu Friederiken; denn die benutzten lateinischen Worte sind aus dem Wunsche genommen, den der Virgilische Aeneas beim ersten Anblicke der karthaginiensischen Königin äußert: „Die Götter mögen dich dafür lohnen, wenn der Himmel noch Frömmigkeit achtet, wenn noch Gerechtigkeit herrscht und das Bewußtsein des Rechts [mens sibi conscia recti]." Unmittelbar darauf heißt es mit offenbarer Beziehung auf die traurige Liebesgeschichte beim römischen Dichter: „Doch ist's immer Land." Jupiter läßt dort dem Aeneas den Befehl zugehen, Karthago sofort zu verlassen und nach Italien zu schiffen (naviget). Er selbst ist wenigstens noch immer am Lande, nicht auf dem Meere, von der Geliebten getrennt, er sieht sie noch vor sich, wenn es auch nicht ist, wie es sein sollte, er ihr entsagen muß. Dieses deutet er nur in dem Seufzer an: „Ach,

wenn alles wäre, wie es sein sollte, so wären Sie auch da." Wie gern hätte er in seiner Not auch ihn zur Seite! Wenigstens wünscht er, von ihm möglichst bald ein briefliches Wort zu vernehmen. „Schreiben Sie mir doch auf dem Freitag." Dabei fällt ihm aber auch ein Auftrag ein, durch dessen Erfüllung er ihn erfreuen könnte. „Und wenn Sie mir wollten eine Schachtel mit zwei Pfunden gutem Zuckerbäckerwesen (Sie verstehen besser als ich, was Maidle gern essen) packen lassen und mitschicken, so würden Sie zu süßeren Mäulern Anlaß geben als wir [er und die Eltern] seit einiger Zeit Gesichter zu sehen gewöhnt sind. Schicken Sie's nur mit meiner Adresse unter die Gewerbslaub dem Säckler Schöll Freitags frühe; der wird's besorgen". Der Beutler Johann Christof Schöll war ein Bruder der Frau Brion*), der auch sonst seine Sendungen nach Sesenheim besorgte. Wie gern möchte der unglückliche Liebhaber den Mädchen, die durch seinen Leichtsinn leiden, eine kleine Freude bereiten, was er nur selten vermag, da seine eigene Laune nicht die beste ist, und jene nicht gestimmt sind, seine Unterhaltung und sein Vorlesen, das ihnen sonst so erwünscht war, zu genießen. Freilich ist es leicht, darüber zu spotten, daß der unglückliche Liebhaber kein besseres Mittel zur Hand hat, die Schwestern zu erfreuen, als Zuckerzeug, wozu Froitzheims plumpe Auslegung seines Schuldbewußtseins, es hätten schon damals „materielle Folgen des unterhaltenen Liebesverhältnisses" sich bemerklich zu machen angefangen, eine würdige Handhabe bietet. Jetzt erst kann Goethe dem Straßburger Mentor mitteilen, daß er trotz des traurigen Zustandes Friederikens doch am Pfingstmontage der älteren Schwester Vergnügen habe machen müssen, das ihn dann selbst hingerissen. „Getanzt hab' ich und die Aelteste Pfingstmontags [wo man auch im fröhlichen Elsaß allgemein sich dem Tanzvergnügen hingab] von 2 Uhr nach Tisch bis 12 Uhr des Nachts an einem fort außer

*) Bei der am 20. Juli 1762 vollzogenen Trauung ihres Bruders, des damaligen Assessors beim Saarbrückischen Oberamte zu Harskirchen, den Goethe acht Jahre später als Regierungsrat in Saarbrücken fand, unterzeichneten der Vater und zwei Brüder, Theobald Friedrich, den wir 1782 als Geheimbder Rat und Syndikus der Ortenauischen Ritterschaft bezeichnet finden, und Johann Christof.

einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amtsschulz von Reschwoog [einem unterhalb Sesenheim auf der Rheinstraße gelegenen größeren Dorfe, wo damals der Schulz des ganzen Amtes wohnte] hatte seinen Saal hergegeben; wir hatten brave Schnurranten [Musikanten] erwischt, da gings wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser. Sie hätten's wenigstens sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versunken." Die Einwohner der Dörfer des Amtes Reschwoog, wozu Sesenheim gehörte, hatten sich zu diesem Pfingstvergnügen verbunden, an dem sich auch das Sesenheimer Pfarrhaus beteiligte. Die Ankläger bedenken nicht, daß die Eltern unmöglich Goethe die ältere Tochter zu diesem bis in die Nacht dauernden Vergnügen hätten anvertrauen können, hätte er die jüngere Schwester verführt, ja schon der von Froitzheim keck bezeichnete Zustand wäre eingetreten. Jetzt erst fallen dem Schreibenden wieder seine notwendige Entsagung und seine Schuld ein. „Und doch, wenn ich sagen könnte: ‚Ich bin glücklich', so wäre das besser als das alles [daß es mit seinem Husten besser geht]. ‚Wer darf sagen, ich bin der Unglücklichste?' sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind." Froitzheim sieht in dieser Aeußerung „starke Besorgnisse", und doch bezieht derselbe sich offenbar auf sein gegenwärtiges Unglück, daß er dem geliebten Wesen, dessen Besitz sein höchstes Glück bilden würde, das er jetzt leidend vor sich sieht, zu entsagen sich gezwungen fühlt. Der Detektive findet, in seiner Angst tröste sich Goethe mit dem, was als letzter Trost angesehen werde. Aber Shakespeares Edgar spricht jenes Wort, als er seinen geblendeten Vater vor sich sieht, der von seinem verräterischen Sohne Edmund hintergangen ist und das schreckliche Unrecht erkannt hat, das er seinem verzweifelnd geflohenen Edgar gethan, und er fügt hinzu, jetzt gehe es ihm schlimmer als je. So empfindet Goethe bei seinem eigenen Entsagungsschmerze das noch schlimmere Unglück, den herzbrechenden Gram, den er der vor kurzem in seiner Liebe überseligen Friederike und den Ihrigen gemacht hat, die das Lebensglück ihrer an dem bezaubernden Jüngling mit ganzer Seele hängenden geliebten Tochter auf immer zerstört sehen. Von dem Schlußsatze weiß Froitzheim nur zu sagen,

er bekunde die höchste Aufregung. Aber der bildliche Ausdruck deutet auf den Wechsel seiner Gedanken, die bald zur vollsten Verzweiflung hindrängen, bald einen Ausweg aus dieser schrecklichen Not suchen. Sein Verstand hat Friederiken entsagt, aber sein Herz hing noch immer an ihr und erging sich in Träumen der Möglichkeit der Verbindung mit der Geliebten, wie er einen ganz ähnlichen Kampf ein Jahr später in Wetzlar zu bestehen hatte.

Mit den Worten: „Adieu! Lieben Sie mich! Sie sollen bald wieder von mir hören", schloß der Brief, aber den nächsten sandte er erst am folgenden Botentage, „Mittwoch nachts", also am Abend des 29. Mai (des Hochzeitstages von Brion!) geschrieben, da der Inhalt einen längeren Zwischenraum ausschließt. Noch immer geht es mit ihm nicht besser, doch will er nicht stumm bleiben, besonders weil er Salzmann für seine Sendung danken muß; der Zeit seiner Rückkehr wird gar nicht gedacht. Von seiner Umgebung ist keine Rede, was beweisen dürfte, daß diese sich nicht gebessert. „Ein paar Worte ist doch immer mehr als nichts. Hier sitz' ich zwischen Thür und Angel." Der sprichwörtliche Ausdruck deutet auf den mißlichen Zustand, in welchem man sich nicht zu entscheiden vermag; es treibt ihn weg, er möchte nach Straßburg zurück, wo sein Ausbleiben auffallen muß, aber er vermag es nicht, er kann von der Geliebten nicht scheiden. Die Hoffnung, daß der Husten ganz schwinden werde, ist noch nicht in Erfüllung gegangen. „Mein Husten fährt fort; ich bin zwar sonst wohl [das Fieber ist gewichen], aber man lebt nur halb, wenn man nicht Atem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens, was zu helfen ist, nicht gerechnet —." Der abgebrochene Satz deutet darauf, daß er bei seinem Schuldbewußtsein oder gerade deshalb die Geliebte nicht verlassen kann. Da befällt ihn der Gedanke, daß er die schöne Jahreszeit in der reizenden Gegend nicht zu genießen vermag, weil er sich gedrückt fühlt. „Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbärmliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unsrer Glückseligkeit so unentbehrlich ist und die mancher Professor der Ethik nicht faßt und keiner gut vorträgt." Die Lehre von der Glückseligkeit war ein besonders beliebter Gegenstand

von Salzmanns Betrachtungen. Hier schwebt der Gedanke vor, daß man die Gegenwart genießen, das Vergangene, das nicht zu ändern sei, vergessen müsse. Schon neigte sich Goethes Herz dieser Beruhigung zu, der er aber sich noch nicht hingeben konnte. So brach er denn rasch mit einem „Adieu, Adieu!" ab, fügte aber schließlich hinzu: „Ich wollte nur ein Wort schreiben, Ihnen fürs Zuckerzeug danken und Ihnen sagen, daß ich Sie liebe."

In der folgenden Woche schwieg er auch gegen Salzmann, wenigstens ist kein Brief aus derselben erhalten. In der Zwischenzeit hatte er endlich die gewünschte Verzeihung erhalten. Der gute Pfarrer konnte nicht auf eine Verbindung wider den Willen des strengen, an seiner Absicht der Verbindung mit einem angesehenen Hause starr haltenden Vaters dringen, welche sorgenvolle äußere Verhältnisse des wenig auf Broterwerb gestellten, gern frei seinem Drange sich hingebenden Jünglings zur Folge haben müsse. Frau Brions Liebe zu Friederiken sah gleichfalls, daß die Tochter nicht glücklich sein werde, wenn Goethe mit seiner Familie ihrethalben brechen sollte. Friederike erkannte den in Goethes Seele wühlenden Seelenschmerz der Entsagung und auch die ältere Schwester verzieh, aber wohl am schwersten, dem Leichtsinn des so guten und treuherzigen jungen Dichters. So konnte er denn wieder dem Genusse der Gegenwart sich hingeben und an die Rückkehr nach Straßburg denken, wie schmerzlich es ihm auch werden würde, die Geliebte und die gegen ihn so wohlwollende Familie zu verlassen. Salzmann mußte durch das Ausbleiben jeder Nachricht am Sesenheimer Botentage beunruhigt sein; er hatte auch wohl den eingelaufenen Brief des Vaters an ihn zu übersenden, ja man könnte gar vermuten, dieser habe sich an den ihm als Freund Wolfgangs bekannten Salzmann gewandt, weil Goethe in seiner Bedrängnis sogar den wenigstens monatlichen Brief an den Vater vergessen hatte. So ist denn der dritte Brief als Antwort auf Salzmanns Drängen zu endlicher Rückkehr und auf die Uebersendung des Schreibens des Vaters zu betrachten, obschon letzteres nur angedeutet ist. Zur Zeitbestimmung verhilft uns die Angabe, daß er vier Wochen von Straßburg entfernt sei. Nun verließ er Straßburg spätestens am 18. Mai; Mittwoch den 12. Juni, auf den wir den Brief setzen, war freilich

die vierte Woche noch nicht vollendet, aber man pflegt bei solcher Berechnung der Zeit die größtenteils verlaufene Woche für voll zu nehmen. So dürfte unsre Datierung nicht zu bezweifeln sein, unsre Deutung entspricht durchaus dem Wortlaut. Seines Hustens gedenkt er nicht mehr, auch Friederikens nicht, doch bedarf er nicht mehr des Zuckerzeugs und er steht mit den beiden Schwestern in freundlicher Beziehung. Freilich noch immer ist sein Entsagungsschmerz nicht ganz überwunden, und der Gedanke an sein Scheiden beunruhigt sein Herz. „Ich komme oder nicht oder — [ein drittes Oder ist freilich eigentlich undenkbar; es scheint ein Kommen nach längerer Zeit gemeint*)], das alles werd' ich besser wissen, wenn's vorbei ist, als jetzt. [Unmittelbar daran schließt sich sein jetziger Zustand.] Es regnet draußen und drinnen [in seinem Innern wogt es auf und ab**)], und die garstigen Winde vom Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster, und meine animula vaga [schweifendes Seelchen redete Kaiser Hadrian in einem kurz vor seinem Tode geschriebenen kleinen Gedichte seine Seele an, die bald ins unbekannte Jenseits wandern müsse, wo sie nicht mehr scherzen werde] ist wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm; ‚Dreh' dich, dreh' dich!' das geht den ganzen Tag, obschon das ‚Bück' dich, streck' dich!' eine Zeit her aus der Mode kommen ist [noch immer konnte er sich nicht ganz in die traurige Notwendigkeit der Entsagung finden]." Launig fügt er hinzu: „Punktum! [In zweideutigem Sinne, da dies auch steht, wenn man eine Erklärung abschließen, sich nicht weiter auf die Sache einlassen will; freilich versteht er es gleich darauf eigentlich.] Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite." Er macht sich nicht die Mühe, das Geschriebene nachzusehen, und wir wissen nicht gewiß, wie es sich damit wirklich verhielt, da wir von diesem Briefe nur den die spätere Art der Satzzeichnung befolgenden Druck besitzen. Dieser Satz führt ihn auf sein vertrautes Zusammenleben mit den Schwestern. „Es ist schwer, gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen. Die Mädchen machen

*) Falck belustigt uns durch die Ergänzung „mit Friederiken".

**) Drinnen erklärt Falck „im Pfarrhaus", und fragt: „Warum weinte man?"

weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchennatur annehme." Aber er gibt sich jetzt nicht bloß mit den Mädchen ab, und so kommt er denn zum erstenmal während seines Sesenheimer Aufenthaltes auf seine wissenschaftliche Beschäftigung. „Doch lern' ich schön Griechisch; denn daß Sie's wissen, ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, meine Weisheit so vermehrt, daß ich den Homer fast ohne Uebersetzung lese." Wahrscheinlich trug er auch den Schwestern, wie bald darauf seiner Schwester Cornelia, Stücke aus Homer in freier Uebersetzung vor. Doch darauf beschränkte sich seine Thätigkeit nicht. „Und dann bin ich vier Wochen älter", fährt er fort. „Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel, sondern vieles [in Umkehrung der sprichwörtlichen Lehre: Multum, non multa] thue." Wenige Monate später schrieb er Salzmann aus Frankfurt: „Sie wissen, wie viel Papier zum Diarium meines Kopfes zu einer Woche gehört", und im nächsten Februar: „Das Diarium meiner übrigen Umstände ist, wie Sie wissen, für den geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen." Auch die Friederiken gegebene Uebersetzung der Gesänge Ossians von Selma könnte in diese Zeit gehören; selbst seine Disputation, die er der juristischen Fakultät einzureichen hatte, dürfte er bedacht und einzelnes daran gearbeitet haben. Daß er damals ernstlich seines väterlichen Hauses sich erinnerte, dessen Ruhe er nicht stören dürfe, daß er sich auch vorhielt, er müsse die treue Vorsorge Salzmanns, der ihn auf seine Pflicht hingewiesen, dankbar verehren, zeigt das Gebet, mit dem er den Brief schloß:

„Behüt' mir Gott meine lieben Eltern,
Behüt' mir Gott meine liebe Schwester,
Behüt' mir Gott meinen lieben Aktuarius
Und alle frommen Herzen.
Amen!"

Natürlich übergehen die Ankläger diese aus tiefem Pflichtgefühl geflossenen Worte bei Goethes angeblicher Schuld, nur später, bei der Beurtheilung Salzmanns, erwähnt sie Froitzheim, um zu vermuten, seine Aufforderung, nach Straßburg zurückzukehren, „sei im Interesse, wenn nicht im Namen der Eltern und der Schwester Goethes erfolgt".

Der letzte Brief, worin er endlich seinen Entschluß zur Rückkehr bestimmt in Aussicht stellt, kann nicht viel später, er muß noch vor dem nächsten Botentage von Goethe geschrieben sein, da er ihn durch eine Botin übersendet, der Salzmann einen Louisdor mitgeben solle. Wir möchten ihn am liebsten auf den Anfang der neuen Woche, auf Sonntag abend, den 16. setzen; denn auf den Abend deutet die Bemerkung, es sei schon spät. „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme", beginnt er. „Ich will auch und will auch [Goethe gangbare Wiederholung zur Verstärkung], aber was will das Wollen gegen die [mir so lieben] Gesichter um mich herum? Der Zustand meines Herzens ist sonderbar [da er sich freut, Verzeihung erlangt zu haben, aber den Verlust, in den er sich ergeben hat, tief empfindet], und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt [er fühlt sich noch in Folge des Kampfes angegriffen], die so schön ist, als ich sie lang nicht gesehen habe. [Auch in „Wahrheit und Dichtung" preist er die wunderbar lang andauernde Schönheit dieses Frühlings.] Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Zirkel von Freuden!" Das ist ja der schärfste Gegensatz gegen die düstere Umgebung, deren der erste Brief gedenkt. Sogar von Freuden ist er umgeben; an Ausflügen in die Gegend, die wir in „Wahrheit und Dichtung" bei dem längeren Aufenthalt erwähnt finden, fehlt es nicht, und zu lustigen Streichen fühlt er sich aufgelegt, wohin man das Bemalen der Kutsche, das Künsteln mit einem Nachbar zählen kann, dessen er selbst acht Jahre später gedachte, auch das Korbflechten bei dem lahmen Philipp, wovon die Schwester noch gegen Kruse sprach. Und so fährt er fort: „‚Sind nicht die Träume deiner Kindheit [von seligem Leben] alle erfüllt?' frag' ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. ‚Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest?' Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt hat, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe, die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit dreinwiegt." Es schwebt das Bild vom Zuwägen des Glückes vor, das nie rein sei, immer einen Teil von Unglück zur Begleitung habe, wie schon bei Homer Zeus aus zwei Fässern, einem des

Guten und einem des Bösen, den Menschen ihr Geschick zuteilt. Aber etwas sonderbar wird hier als Zugabe zu seinem gegenwärtigen Glücke betrachtet, daß er darauf verzichten muß; denn jeder Zweifel, was unter der Zugabe zu verstehen sei, ist durch den Zusammenhang ausgeschlossen. „Lieber Freund", fährt er fort, „es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu sein." Und nun folgt ein Geschichtchen, wie die schönsten Hoffnungen zu Schanden werden, gerade wie er es eben an seiner Liebe erlebt, die ihm eine nicht endende Glückseligkeit versprach, der er aber jetzt völlig entsagen muß. „Als Knab' pflanzt' ich ein Kirschbäumchen im Spielen; es wuchs und ich hatte die Freude, es blühen zu sehen." Sodann erzählt er, wie er mehrere Jahre hintereinander um den Genuß der Kirschen gekommen. „Und doch," schließt er, „wenn ich Meister über einen Garten werde, pflanz' ich doch wieder Kirschbäumchen; trotz allen Unglücksfällen gibt's noch so viel Obst, daß man satt wird." So hat er auch jetzt nicht die Hoffnung verloren, daß auch ihm noch einmal ein solches Glück, auf das er mit so bittrem Schmerz augenblicklich verzichten muß, zu teil werden könne. Ein ähnliches, wohl erbaulicheres Geschichtchen sei seinem Großvater mit einem Rosenbäumchen begegnet, fügt er hinzu, doch zu lang sei es, als daß er es, da es schon spät, anfangen möge. Schon denkt er daran, was er in Straßburg alles Salzmann erzählen werde. „Machen Sie sich auf ein abenteuerlich Ragout, Reflexionen und Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlicher begreifen könnte, gefaßt." Schließlich neckt er den Aktuarius: wolle er ihn bald wiedersehen, so müsse er ihn durch einen Wechsel auslösen, da er sich in Sesenheim festgesessen habe, worauf denn die ernste Bitte folgt, in den Brief, den er doch der Botin mitgeben werde, einen Louisdor zu stecken. Man erkennt, daß er sich in Sesenheim volle Verzeihung erwirkt und endlich ziemlich beruhigt hat, wenn auch der Schmerz über seinen Verlust und das Leid, das er der Geliebten und den Ihrigen gebracht, in ihm nachzitterte, der auch später wohl noch zuweilen hervorbrach. Die Meinung von Lucius, erst in Sesenheim sei Goethe der Gedanke gekommen, daß die Liebe verantwortungsvolle Verpflichtungen auflege, er sei aber darüber nicht hinausgekommen, war nur da-

durch möglich, daß er verkannte, sein erster Brief enthalte einen entschiedenen Fortschritt gegen den bei ihm als dritter stehenden, sein zweiter sei offenbar der letzte, wonach sie haltlos ist. Auch Bielschowsky meint, obgleich er die Briefe in der richtigen Folge gab, Goethe sei zwar mit dem Bewußtsein geschieden, daß seine Liebe zu Friederiken keine greifbaren Resultate haben könne, habe sie aber dennoch fortgesetzt. Diese Leichtfertigkeit dem jungen Dichter zuzuschreiben, haben wir um so weniger ein Recht, als die völlige Umstimmung der letzten Briefe, den ersten gegenüber, dann völlig unerklärlich bleibt. Dagegen hat Falck gefunden, Goethe habe erklärt, Friederike heiraten zu wollen, wenn er sein Examen gemacht(?) und sich eine Stellung im Leben erworben, um sich und sie zu ernähren!

Nach unserer auf genaueste Auslegung der sämtlichen vier Briefe sich stützenden Darstellung kann nur der nach Schuld um jeden Preis spähende Blick eines Detektives darin eine Bestätigung wirklicher Verführung finden, da der letzte Brief von wirklicher Beruhigung das unzweideutigste Zeugnis gibt. Als Goethe im Jahre 1826 eine Abschrift dieser Briefe erhalten hatte, sah er darin durchaus nichts, was seinen Ruf schädigen könnte, und wenn er auch gegen ihre Veröffentlichung war, so erklärte er sich doch damit einverstanden, daß sie auf der Straßburger Bibliothek aufbewahrt würden, also wenigstens der Nachwelt erhalten blieben. Die Art, wie die Gegner diese Briefe behandelt haben, gibt das beschämendste Bild, wie unsre Kritik, wo die Parteilichkeit sie beherrscht, die sprechendsten Zeugnisse übersieht und keck der Wirklichkeit den Widerschein ihres leidenschaftlichen Argwohns unterschiebt.

Froitzheims von Zolling als überzeugend anerkannter Nachweis von Goethes Schuld gegen Friederiken ist der armseligste Plunder, den man zur Begründung der schmählichsten Anklage aufbringen kann, und doch wagt er von seinem kritischen Gewissen zu sprechen. Er geht von der erschlichenen Thatsache aus, Friederike sei 1786 von dem katholischen Pfarrer Reimbolt verführt worden: aber wäre auch dieses sehr späte Märchen als wahr erwiesen, für eine gleiche Schuld Goethes würde es nicht zeugen, ja man könnte im Gegenteil behaupten, die schrecklichen Folgen der ersten Verführung würden sie vor einer späteren bewahrt haben. Doch um

einen Rückschluß kann es sich gar nicht handeln, sondern nur um den Nachweis aus sicheren, vor allem gleichzeitigen Quellen. Und da wagt Froitzheim sich gar auf die Jämmerlichkeiten bei Weill zu berufen. Der als Hauptzeuge angeführte Sesenheimer Chirurg Schöpflin beweist vielmehr, wie wir weiter unten sehen werden, die Nichtigkeit der Anklage. Den alten Leuten, die nach Weill 1840 behaupteten, Friederikens Kind von Goethe sei frühe gestorben, steht der um 1817 nach Sesenheim gekommene Schweppenhäuser entgegen, der noch 1822, obgleich er nach Friederiken sich erkundigt haben muß, von Goethes Unschuld überzeugt war, stehen die Nachforschungen von Kruse in Sesenheim von 1835, stehen die Nachrichten, welche der ungemein sorgfältige Lucius von Familiengliedern der Sesenheimer Pfarrersleute und von Personen eingezogen, die mit dem Pfarrhause in vertrautem Verhältnis gelebt, steht das Zeugnis der 1825 über siebzig Jahre alten Dame (Lucius S. 177 ff.) entgegen, „wie Friederike an Goethe gehangen, wie sie nach seinem Abschiede mehrere gute Partien habe thun können, wie sie nie gewollt und bis zu ihrem Tode Goethes Porträt in ihrer Schlafstube gehabt habe", die nichts von einer Verführung wußte, Goethes Liebe als Studentenleichtsinn betrachtete und ihn entschuldigte, weil er damals nicht habe heiraten können; steht die mit der Familie wohlbekannte Straßburgerin bei Leyser S. 212 entgegen, die, obgleich sie Goethe wegen seiner Treulosigkeit haßte, es entschieden für eine Lüge erklärte, daß Friederike ein Kind von ihm gehabt, steht Friederikens Schwester Sophie entgegen, die auf Goethe nur deshalb erbittert war, weil er eine Pfarrerstochter nicht habe heiraten wollen, obgleich sie so treu an ihm gehangen, daß sie nach ihm keinen lieben zu können erklärte und seinetwegen alle Bewerbungen ausschlug. Ein ungemein bedeutendes Gewicht hat die durch den Gebrauch im Elsaß geheiligte Satzung, daß nur unbescholtene Frauen als Taufpatinnen zugelassen wurden, wogegen Friederike noch in den achtziger und neunziger Jahren in Sesenheim, Rothau und Eichstetten als Patin erscheint. Nur Froitzheims Leichtfertigkeit konnte glauben, diesen Beweis durch die hingeworfene Bemerkung in die Luft zu schnellen, man habe es damit nicht so genau genommen. Ein Sturm der Entrüstung würde sich gegen den Pfarrer erhoben haben, der ein

gefallenes Mädchen dem alten, wohlbegründeten Gebrauche zuwider als Patin angenommen hätte. Und das sollte der peinlich am überkommenen Glauben haltende Vater Brion und ihr Bruder gewagt haben, obgleich sie die Schuld der Schwester kannten und sie fürchten mußten, diese dadurch wieder recht in Erinnerung zu bringen? Friederike sollte in ihrer Keckheit so weit gegangen, irgend jemand sollte darauf gekommen sein, ihr eine solche Ehrenstelle bei seinem Kinde anzubieten? Aber alles Unmögliche wird bei Froitzheim möglich, wenn es seinen Annahmen entgegensteht.

„Wahrheit und Dichtung" wird von ihm als „Halbroman" zur Seite geschoben, weil deren heitere Darstellung der Sesenheimer Liebe der trüben Stimmung der Briefe an Salzmann (Zolling fügt hinzu „schroff") widerspreche. Hätte man nur jene Briefe weniger oberflächlich gelesen, so würde man den Umschwung der Stimmung in diesen selbst erkannt haben. Wahr ist nur, daß in „Wahrheit und Dichtung" jener trüben Stimmung zu spät von Goethe gedacht ist. Das ist aber die Folge der Art, wie die Liebesgeschichte in die Darstellung des Straßburger Aufenthaltes verschlungen wurde, und der Absicht, ein reizendes Bild seines Sesenheimer Idylls zu entwerfen. Eine Andeutung der drohenden Abreise, durch die er „so viel Liebes, Gutes, vielleicht auf immer, verlieren sollte", findet sich schon frühe bei Erwähnung der „wachsenden Leidenschaft": aber erst nach der Promotion und den darauf in übermütiger und aufregender Gesellschaft gelungenen Fahrten in das obere Elsaß heißt es, solchen Zerstreuungen und Heiterkeiten habe er sich bis zur Trunkenheit um so lieber hingegeben, als nunmehr sein leidenschaftliches Verhältnis zu Friederiken ihn zu ängstigen angefangen; es wird aber dann noch eine längere Zeit in Straßburg angenommen, als ihm wirklich (um Mitte August) übrig blieb. Friederike sei sich immer gleich geblieben, heißt es, sie habe nicht gedacht, nicht denken wollen, daß dieses Verhältnis sich so bald endigen könne, dagegen habe die Schwester manchmal mit ihm über seinen vermutlichen Abschied gesprochen, sich und Friederiken darüber zu trösten gesucht. Damals sei er seltener hinausgekommen, Friederikens Gegenwart habe ihn geängstet, aber desto lebhafter sei der Briefwechsel gewesen. „Die Abwesenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unter-

haltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden." Hier ist offenbar die Zeit mehrerer Wochen angenommen, die aber in der Wirklichkeit nicht vorhanden war, was dem nicht genau die Zeit berechnenden Leser entgeht und was der Dichter sich eben deshalb gestatten durfte: aber, was die Hauptsache ist, das Geständnis seiner leichtsinnigen Leidenschaft, die einem werdenden Manne gar nicht anstehe, spricht er entschieden aus. Auch wir lassen „Wahrheit und Dichtung" in der Zeitfolge und allen Einzelheiten nicht als geschichtliche Quelle gelten, können sogar deren Fassung vielfach berichtigen: aber Goethe würde es nicht über sich gebracht haben, sein Liebesverhältnis mit der bestimmten Bezeichnung des Sesenheimer Pfarrhauses vor der Welt zu enthüllen, wäre er sich der Schuld bewußt gewesen, welche die Ankläger ihm unbesehen aufbürden. Eine solche schließt auch der acht Jahre spätere Besuch Sesenheims aus, und vor allem die von uns besprochenen Briefe an Salzmann. Aus ihnen ergibt sich unzweifelhaft, daß die Eltern und die Geschwister ihm schon im Juni seine leichtsinnige Liebe vergeben hatten, was völlig unmöglich wäre, hätte er Friederiken verführt und sie herzlos der Schande preisgegeben, sich wie der niederträchtigste Wollüstling um sein Kind nicht bekümmert. Daß Froitzheim wagen kann, vom Lesen dieser Briefe mit Verständnis zu reden, die er in der längst als verwirrend erkannten Folge abdrucken läßt, setzt die unglaublichste Verblendung voraus. Benutzt hat er hier nur den ersten, den er auf seine oberflächliche Weise auslegt, und doch zeigen der dritte und vierte eine völlige Veränderung der Stimmung: die Leute um ihn lieben ihn, sein Auge weidet sich an den Glückseligkeiten um ihn herum. Von diesem allem hat er nichts gelesen, nichts sehen wollen, und das heißt bei ihm mit Verständnis lesen. Daß andre vor ihm hierauf auch nicht geachtet, entlastet ihn nicht. Wie er die weiteren Briefe an Salzmann mißversteht, werden wir unten sehen. Dem edlen Salzmann, dem Vater der Witwen und Waisen, dem warmen Kinderfreunde, der in so vielen Familien seiner herzlichen Menschenliebe und seiner Wohlthätigkeit wegen verehrt war, der auch, nach Goethes Ausdruck, wohl wußte, „was die Maidle gern essen", glaubt er keine „besondere Wertschätzung des weib-

lichen Geschlechtes" zutrauen zu dürfen, weil Goethe (Froitzheim verstümmelt die Stelle) am Anfang seiner Bekanntschaft von ihm schrieb, er sei „ein Ideal für Mosheimen oder Jerusalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist, der bei der Kälte des Bluts, womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt, daß wir auf die Welt gesetzt sind, besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft, und daß der Brauchbarste der Beste ist, und alles, was daraus folgt." Froitzheim hat von diesem Charakterbilde besonders das bedeutsame „und alles, was daraus folgt", unterschlagen, hat verschwiegen, daß Salzmann die Glückseligkeit der Menschen für ihre Bestimmung hielt, wozu auch die Freude gehöre, zum Glück andrer beizutragen. Leichtfertig behauptet er, die Menschenliebe des „Unbeweibten" sei die des Freimaurertums gewesen: als ob wahre Freimaurer kalte, herzlose Menschen wären. Ihm ist es eben nur darum zu thun, den edlen Mann zu seinem Zwecke als Detektive zu verdächtigen. Auf die von ihm aufgeworfene Frage, wie dieser sich zu Goethes Liebe verhalten, lautet die Antwort: „Wir wissen aus Lenz' Briefen, daß Salzmann Goethes Liebschaft in Sesenheim abfällig beurteilte." Das heißt die Sache verschleiern, um ihr eine falsche Ansicht unterzuschieben. Die Wahrheit ist, daß Lenz zur Zeit von Goethes längerem Aufenthalte in Sesenheim Salzmann kennen lernte, der über Goethes Ausbleiben deshalb in Sorgen war, weil er fürchtete, dieser werde sich nicht zu der ihm gelobten Entsagung ermannen. Lenz schreibt in jenem von Froitzheim trotz der Mehrheit allein gemeinten Briefe, der Aktuar habe ihm damals etwas von Goethes Liebesthorheiten erzählt: was er in Goethes Verhalten als thöricht bezeichnete, wissen wir, nur Froitzheim will es nicht wissen. Weiter bemerkt der Ankläger etwas verzwickt: „Daß deshalb Salzmann mit Goethe für immer gebrochen haben müßte, wenn derselbe nicht zurückgekehrt wäre, um Friederike heimzuführen, will mir selbst im Falle, daß jenes Verhältnis Folgen hatte, nicht einleuchten." So stempelt er hier auf eigene Hand Salzmann zu einem gewissenlosen Menschen, wie Clavigos Carlos, der doch durch die Begeisterung für seines Freundes hohe Begabung, dem die höchsten Erfolge

sicher seien, dazu verleitet wird. Salzmann war ein so redlicher wie einsichtiger Mann und der treueste Berater Goethes, den er, wenn leidenschaftliche Hast ihn willenlos hinriß, oft aus seinen Träumen weckte; dieser hatte ihn auch gemahnt, das bei dem starren Willen des Vaters völlig aussichtslose Verhältnis zur Sesenheimer Pfarrerstochter abzubrechen, um ein für beide Liebende bei fortgesetzter Steigerung der Leidenschaft noch traurigeres Ende zu vermeiden. Daß er aber, wenn Goethe durch Verführung verpflichtet gewesen wäre, Friederikens Ehre herzustellen, ihn davon abgehalten haben würde, das ist eine unverantwortliche Verdächtigung. Glücklicherweise kam Salzmann nicht in den Fall, ihm bei so schwerer Verschuldung zu raten. Goethe erkannte, daß dieser mit seiner dringenden Mahnung recht habe, und versprach ihm, nach Sesenheim zu gehen und offen die Notwendigkeit zu erklären, auf sein höchstes Glück zu verzichten. Froitzheim übergeht, daß Salzmann im April 1786 dem Livländer Storch, dessen Herz gleich dem edlen Manne entgegenschlug, unter dem Siegel der Verschwiegenheit höchst anziehende Mitteilungen über Goethe, Lenz und Stilling gemacht und er die hohe Begabung des ersteren, der alles aus sich machen könne, was er wolle, begeistert gefeiert. Ihm wird er denn auch Goethes schweren Entsagungskampf erzählt haben, von welchem damals die Welt noch nichts wußte. Freilich hat Froitzheim durch ein bei ihm leider nicht auffallendes Mißverständnis die unmögliche Annahme gemacht, Storch habe nicht den Aktuar Salzmann, sondern dessen Neffen in Straßburg kennen gelernt.

Auch der grimmige Haß, den Friederikens Verwandte bis in die neueste Zeit gegen Goethe gehegt haben sollen, dient Froitzheim zum Beweise von Friederikens Verführung: diesem müsse eine materielle Ursache zu Grunde liegen, eine noch so gewaltsame Lösung eines Verlöbnisses (ein eigentliches Verlöbnis hatte nicht stattgefunden) könnte eine solche Erbitterung, die ein Jahrhundert überlebt, doch nicht erzeugt haben. Dieser hundertjährige Haß der Familie beruht auf reiner Erfindung, wie die Mitteilungen von Lucius S. 149 ff. 198 beweisen. Die jüngste Schwester war nach ihrer treuherzigen Weise ärgerlich, daß Goethe Friederiken nicht zur Frau genommen, von der *Pflicht*, sie zu heiraten, war keine Rede. Und wenn Friederikens Eltern keinen Haß gegen

Goethe trugen, was seine, wie Sophie sagt, unbefangene, wie wir Goethes gleichzeitigem Bericht glauben dürfen, freundliche Aufnahme acht Jahre später zeigt — wie hätte ein solcher Haß sich in der Familie fortpflanzen können! Einem solchen Rechnen mit falschen Posten entspricht es, wenn der Detektive sich zu folgender Aufstellung hergibt: „Der im Jahre 1811 [also gerade vierzig Jahre nach Goethes Abschied] geborene Verwandte Friederikens, ein angesehener Arzt, den ich nur nach dem Gesamteindruck befragen durfte, den der junge Goethe hinterlassen, sagte mir: ‚Wir haben in der Familie nie gerne von der Sache gesprochen. Goethe hat aus seiner Lebensgeschichte einen Roman gemacht.‘ Und mit nachdrücklichem Tone: ‚Er hat das Mädchen unglücklich gemacht.‘ Der letzte Ausspruch im Munde eines Arztes deutet meiner Ueberzeugung nach auf mehr als eine bloße Herzenskränkung.“ Leider beruft sich Froitzheim mehrfach auf seine Ueberzeugung, wo diese nur ein seinem Zweck entsprechendes, von diesem erregtes Vorurteil ist. Nach seinem feinen Gefühl kann ein Arzt unter dem Ausdruck „ein Mädchen unglücklich machen“ nur ein Unglück verstehen, das dessen Kunst in Anspruch nimmt, nicht das Herzleid, den Gram, der so manche Mädchen auch ohne Entehrung und die Schmach eines unehelichen Kindes in das Kloster getrieben.

Wir könnten hier abbrechen, da wir bewiesen, daß Goethe im Jahre 1771 sich mit der Familie Brion ausgesöhnt, was nicht möglich wäre, hätte er die Tochter verführt und wie ein corpus vile aufgegeben. Aber es gilt, die schändliche Verleumdung in die verborgensten Schlupflöcher von Malepartus zu verfolgen. Wie lange Goethe nach dem Empfange des Louisdors noch in Sesenheim verblieben, wissen wir nicht, doch kaum über ein paar Tage. So kam er denn gegen den Anfang des Sommers, um die Johannisferien, in Straßburg an, wo Salzmann mit herzlicher Freude den Geretteten empfing und ihn in seinem guten Vorsatze bestärkte, jetzt ernstlich an seine juristische Disputation sich zu halten, um bald zu promovieren und nach dem Wunsche des Vaters nach Haus zurückzukehren; denn von dem früheren Plane, daß er erst noch Paris besuche, war der Vater zurückgekommen. Am Salzmannschen Tische bei den Jungfern Lauth war man über sein langes Ausbleiben stutzig geworden; denn Salzmann hatte

verkündet, bald nach Pfingsten werde er von Sesenheim zurück sein. Freund Weyland, der ihn dort eingeführt hatte, wußte wohl, daß er das Verhältnis lösen wolle, und war deshalb um so aufgebrachter, daß er dort noch wochenlang dem Pfarrhause zur Last blieb, wodurch er im Dorfe und der Umgegend neues Gerede hervorrufen mußte, er sei der erklärte Liebhaber Friederikens. Ob Weyland nicht schon damals brieflich mit ihm gebrochen, wissen wir ebenso wenig, als ob Goethe, da die Ferien schon begonnen, ihn gleich in Straßburg getroffen habe. Der Mediziner Meyer, der mittlerweile das Lizentiat sich erworben hatte, spottete noch ein Jahr später in einem Briefe an Salzmann über die verliebte Thorheit dieses Corydon mit einem bekannten Virgilischen Worte, weil er zurücktreten wollte, aber von der Geliebten nicht scheiden konnte. Weyland brach jedenfalls noch zu Straßburg entschieden mit Goethe, weil er Friederikens Herz tief verletzt hatte, das von ihm nicht lassen konnte. Sogar nach Jahren, wo er, gleichzeitig mit Goethe, als Arzt in Frankfurt lebte, kam es zu keiner Aussöhnung. Dagegen blieb Lerse der alte treue Freund. Jung Stilling, der vor Pfingsten durch eine gefährliche Krankheit seiner Braut nach der Heimat gezogen worden war, stellte sich kurz nach Goethes Rückkehr, nunmehr als Gatte, wieder in Straßburg ein, und nahm an diesem, dessen Herz er noch höher schätzte als den feurigen Geist, fortwährend wärmsten Anteil. Während Goethes Verweilen in Sesenheim war der wunderliche, dichterisch begabte, aber phantastisch schwärmende Livländer Jakob Lenz in Straßburg angekommen. Von Königsberg, wohin ihn sein Vater, der streng lutherische Pastor zu Dorpat, mit dem jüngeren Bruder zum Studium der Gottesgelahrtheit gesandt hatte, wurde er durch sein zweifelndes Grübeln über die Erlösung zum Unglauben gebracht und hing seinen Träumen nach. Nachdem er kurze Zeit Hofmeister gewesen, verwünschte er diesen Stand seiner Abhängigkeit wegen, ließ sich aber durch den Drang nach dem schöneren Auslande und höherer Bildung verleiten, mit zwei noch minderjährigen kurländischen Baronen von Kleist durchzubrennen, die in französische Regimenter treten wollten. Daß diese bloß für seinen Unterhalt zu sorgen sich verpflichteten, er sonst von ihrer bloßen Güte abhing, konnte ihn von dieser abenteuerlichen Fahrt nicht abhalten. Mit

Salzmann war er durch dessen wöchentlich einmal sich versammelnde Uebungsgesellschaft in Verbindung gekommen. Der unscheinbare Jüngling mit seinem allerliebsten Gesichte, dem kindlich anmutigen, dabei drolligen und dichterisch aufgeregten Wesen hielt sich fest an den Aktuarius, den der seltsame Flüchtling anzog. Auch hoffte dieser günstig auf ihn zu wirken und ihn einem geordneten Lebensgange wieder zu gewinnen. Je mehr er ihm in der Not, die er um Goethe hatte, von den Liebeswirren des geistig so bedeutenden jungen Frankfurter Rechtskandidaten erzählte, desto mehr ward Lenz auf diesen neugierig, und so drängte er sich an den Rückkehrenden an. Und die sonderbare Verbindung von Geist, Tollheit und kindlicher Treuherzigkeit that Goethes noch weichgestimmtem Herzen sehr wohl, aber seine Gesellschaft belustigte ihn wohl mehr, als daß er ihm vertraut hätte, doch immer konnte Lenz, der gern Geheimnisse ausforschte, einiges von ihm erhorchen.

Während so alte und neue Freunde Goethe in Anspruch nahmen, arbeitete er eifrig an seiner möglichst bald einzureichenden Disputation. Damals stattete Frau Brion mit ihren beiden älteren Töchtern ihrem Straßburger Bruder, dem Syndikus Theobald Friedrich Schöll, dessen Töchter häufig nach Sesenheim kamen, einen längeren Besuch ab, von dem wohl bereits während Goethes Anwesenheit zu Sesenheim die Rede gewesen war. Wahrscheinlich hatte man diesen schon früher zugesagt, jetzt sollte er wohl Friederiken zur Erholung dienen, aber auch äußerlich zeigen, daß ihr Verhältnis zu Goethe nur ein freundschaftliches sei. Was „Wahrheit und Dichtung" von diesem Stadtbesuch erzählt, ist freilich völlig ersonnen, aber daß ein solcher wirklich stattgefunden, bestätigt ein auf denselben sich beziehendes Klagegedicht, das eben entschieden jener novellistischen Ausführung widerspricht. Für den Besuch läßt sich kaum eine andere Zeit finden als die erste Hälfte des Juli, dessen erste oder zweite Woche. Konnte Goethe auch diesmal nicht mehr als Liebhaber auftreten, doch immer noch als dienstfertiger Hausfreund, der freilich auch bei Spaziergängen noch zuweilen Friederiken führen durfte*), doch mußte diese sich zurück-

*) Wahrscheinlich in dem „uralten Spaziergang" hoher sich kreuzender Linden an der Ill, wo er im Frühling die verschlungenen Namens-

haltender zeigen. Daß sie dies auch that, als sie, nachdem schon einmal die Abreise auf Bitten der Freundinnen aufgeschoben worden war, mit Thränen von diesen Abschied nahm, beweist jenes Klagegedicht, aber auch wie bitter es ihm war, als sie dabei keinen Blick für ihn hatte, obgleich dies durchaus seinem jetzigen Verhältnisse zur Geliebten entsprach: mußte sie ja den Anschein vermeiden, daß noch eine Herzensneigung zu dem bald als Doktor zur Heimat zurückkehrenden Rechtskandidaten bestehe und sie irgend eine Hoffnung auf eine Verbindung fürs Leben mit ihm habe. Es traf ihn wie ein jäher Schlag, daß Friederike ihn nicht mehr lieben, daß alle Neigung zu ihm in ihrer Brust erloschen sein sollte. Dieses ihn verfolgende Gefühl sprach er an einem der nächsten Tage aus, wo es ihn, wohl auf einem Spaziergange, schwer drückte, daß sie ihm nicht mehr angehöre, und er sich zu dem für seine wunderliche Spannung bezeichnenden Wunsche gedrungen fühlte, sie möge ihm doch einmal schreiben, ob sie ihn nicht mehr liebe; ohne diesen Trost könne er sie nicht wiedersehen, und doch wäre dies für ihn unerträglich. Der Ausdruck dieser seltsamen Liebesklage konnte nur überspannt sein, und die Ueberspannung schlug in Mattigkeit um. Aber deshalb ein Gedicht, das sich in Friederikens Nachlaß fand, also wirklich nach Sesenheim gesandt wurde, Goethe abzusprechen und Lenz zuzuteilen, von dem sie kaum etwas aufbewahrt hatte, fehlt jede Berechtigung. Die Geliebte, der er entsagt hatte, sah daraus wenigstens, daß sein Herz ihr noch gehörte. Die Klage zeigt freilich nur ein krampfhaftes Gefühl, nicht den reinen Erguß einer von natürlicher Empfindung erfüllten Seele.

Ach, bist du fort? Aus welchen güld'nen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf, du wolltest dich nicht säumen,
Du flogst davon zum zweitenmal!

Zum zweitenmal sah ich dich Abschied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen stehn,

---

züge von Friederiken und sich eingeschnitten haben wird. Er gedenkt des Baumes in dem folgenden Gedicht.

Für deine Freundinnen — des Jünglings stummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht gesehn.

O warum wandtest du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O warum ließest du ihm nichts zurücke
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer,
Die Bäume blühn ihm schwarz, die Blätter sind verblichen,
Und alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach —
Und findet dich nicht mehr — und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein andrer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und schreib ihm einmal nur — ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiedersehen,
Wenn du ihm diesen Trost nicht gibst!

Wie? nie dich wiedersehn? — Entsetzlicher Gedanke!
Ström alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich sterbe, Grausame — für dich!

Ob Friederike darauf geantwortet, wissen wir nicht. Goethe war sodann, nachdem die Fakultät den Druck seiner Abhandlung abgelehnt hatte, mit der Aufstellung einer Menge (56) bei der Promotion zum Lizentiaten öffentlich zu verteidigender Thesen beschäftigt. Die Disputation fand am 6. August statt. Darauf folgte ein lustiger Ausflug nach dem oberen Elsaß, woran sich auch wohl Lenz beteiligte, wenigstens entsprach ganz dessen tollem Wesen das, was „Wahrheit und Dichtung", wahrscheinlich nach einem

damals noch erhaltenen Reisetagebuch, erzählt: „In der fruchtbaren Gegend zwischen Colmar und Schlettstadt ertönten possierliche Hymnen an Ceres, indem der Gebrauch so vieler Früchte umständlich auseinandergesetzt, auch die wichtige Streitfrage über den freien oder beschränkten Handel derselben sehr lustig genommen wurde." Zugleich wird vieler kleiner, bei jeder Gelegenheit entquollener Verse gedacht, die verloren gegangen seien, aber eine muntere Reisebeschreibung wohl hätten ausstatten können. Ob Lenz auch noch während der letzten von Goethe in Straßburg verlebten Tage dort gewesen, ist nicht sicher.

Je näher der Tag des Scheidens von Straßburg rückte, desto schärfer drückte den Liebenden der Schmerz, die liebliche Rose von Sesenheim, die seine Straßburger Tage so herrlich geschmückt hatte, auf immer verlassen zu sollen. An einem nebligen und stürmischen Augustmorgen drängte es ihn, seine Sehnsucht nach Friederiken in dem ihr übersandten Liede zu ergießen:

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld:
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Luft verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht;
Sie sehn die Sonne nimmer
Und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein;
Umher ist alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.

Doch in der öden Laube,
Ach! denk' ich, wär' sie hier!
Ich gäb' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir!*)

Wer glauben kann, Goethe habe mit diesen Versen sich von Friederiken verabschiedet, wenn sie ein Kind von ihm unter dem Herzen getragen und der durch ihn ihr bereiteten Not und Schande entgegengesehen hätte, der thue es! ich vermag es nicht.

Aber auch nach diesem schwer fallenden Abschiede drängte es ihn, die für ihn verlorene Auserwählte, deren ganzes natürliches, durchaus selbständiges Wesen, besonders ihre von Herzen kommende Beredsamkeit und Güte, ihn hingerissen hatte, noch einmal zu sehen und mit Worten innigster Empfindung von ihr zu scheiden. Vergebens wird ihn Salzmann gemahnt haben, sich und der Geliebten diesen Schmerz zu ersparen. „Wahrheit und Dichtung" berichtet: „In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung**) mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand vom Pferde reichte [sie hatte ihn zu der Wirtschaft begleitet, die dem Pfarrhause gegenüber nahe an der Kirche lag], standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war übel zu Mute." Daß dieser Besuch nicht erdacht sei, beweisen die glücklich erhaltenen Zeilen, welche er auf einen Rest des Papiers, worein die nach Sesenheim geschickten Zuckersachen gepackt gewesen, an Salzmann schrieb: „Die Augen fallen mir zu; es ist erst neun. Die liebe Ordnung! Gestern nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O es sieht in meinem Kopfe

*) Es ist eigentümlich, daß er im letzten Friederikenliede, ähnlich wie am Ende des ersten Briefes an die Geliebte, das Wort „Kuß" umschreibt. Vers 1 überspringt er die Abreise; denn bald geht auf die Anwesenheit in Frankfurt, wo die Weinlese, meist im letzten Drittel des Oktober, in den Weingärten lustig gefeiert ward.

**) Es ist hier an keine genaue Erinnerung alles einzelnen zu denken; nur der Abschluß stand noch vor seiner Seele. Er kehrte wohl am nächsten Morgen oder, trotz der „einigen Tage" des Besuches, noch am Abend zurück.

aus wie in meiner Stube; ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden, als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt [weil es ihn an Salzmanns ihm bei dem letzten Aufenthalt in Sesenheim bewiesene Güte erinnert]; Sie wissen, wozu es bestimmt war. [Goethe hatte das Papier aufbewahrt und von Sesenheim mitgebracht.] Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ists nicht ganz heiter. Ich bin zu sehr wachend [trotz meiner Schläfrigkeit], als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um sieben Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!" Die Projekte, die Schatten, nach denen er greift, sind die Vorstellungen, er werde durch diesen Besuch sich beruhigen. Alles deutet darauf, daß der Brief in dem zerstreuten Straßburg, auf seiner Stube geschrieben ist und er am frühen Morgen, ohne von Salzmann Abschied zu nehmen, nach Sesenheim reiten will. Es gehört große Flüchtigkeit dazu, mit Froitzheim aus diesen Zeilen herauszulesen, er wolle „nur für einen Tag nach Sesenheim zurückkehren, aber schon am andern Morgen Sesenheim für immer verlassen". Freilich sein Freund Falck irrt sich noch viel ärger, wenn er den Brief nach Sesenheim versetzt.

Hiermit hielt er sein Verhältnis zu Friederiken für abgeschlossen; er durfte an keine weitere Verbindung mit ihr denken, durch die er die Hoffnung der Möglichkeit eines neuen Anknüpfens erregt hätte. Wenn Lucius behauptet, als Goethe nach Frankfurt zurückkehrte, sei das entscheidende Wort noch nicht gesprochen gewesen, so war dieses nur bei seinem Mißverstehen der vier Sesenheimer Briefe möglich. Vor dem Abschiede von Straßburg beauftragte Goethe den Aktuarius, zwei näher bezeichnete Hefte Kupfer von Jean Michel Papillon nach Sesenheim zu schicken, die wahrscheinlich Friederiken bei ihrer letzten Anwesenheit in Straßburg als Vorlagen zum Zeichnen besonders gefallen hatten. Ihre Sendung sollte diese erinnern, daß er ihrer noch in Liebe gedenke, aber er selbst wollte kein begleitendes Wort dazu schreiben. Jede weitere Verbindung war aufgehoben. Wenn Goethe in „Wahrheit und Dichtung", aber nicht bei der Darstellung seiner Sesenheimer Liebe, sondern erst bei Gelegenheit seiner Verbindung mit Darmstadt sagt: „Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir

das Herz . . . Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt; und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern," und er bemerkt, daß damals „der Schmerz über Friederikens Lage ihn beängstigte", so widerspricht dies nicht allein seiner eigenen Schilderung der letzten Straßburger Zeit, sondern auch den Briefen an Salzmann nach der Rückkehr in seine Vaterstadt, die deutlich zeigen, daß keine briefliche Verbindung mit Friederiken stattgefunden. Nur diese, bloß zum Uebergang auf seine Gedichte, besonders „Wanderers Sturmlied", dienenden Bemerkungen haben das Gerede veranlaßt von Klagebriefen, mit denen Friederike ihn verfolgt habe. Falck malt sich die Sache frei auf seine Weise aus. Froitzheim sagt ohne Scheu: „Ohne Zweifel wird Friederike den Ungetreuen in wiederholten Briefen an seine Schwüre gemahnt haben. Allein von einer Antwort Goethes erfahren wir nichts." Dieses ohne Zweifel ist die gewissenloseste Voraussetzung; man kann damit die größten Verleumdungen nicht decken, aber in die Welt bringen. Daß in Goethes „Wahrheit und Dichtung" nicht alles als thatsächlich wahr gelten kann, steht auch bei den Gegnern fest, aber dennoch berufen sie sich auf dortige Aeußerungen, wenn sie Goethe ungünstig sind, mögen sie auch in offenbarem Widerspruch mit andern Stellen und Thatsachen stehen. Hier gilt es eben eine gewissenhafte Kritik, die auf einer vorurteilsfreien, eindringenden Untersuchung des Verfahrens Goethes bei seiner Lebensbeschreibung beruhen muß; eine solche stellt auch fest, daß die Ausführung der Liebesgeschichte im elften Buche für richtiger gelten muß als eine gelegentlich zu einem besonderen Zwecke gemachte Bemerkung im zwölften.

Salzmanns erster Brief nach Frankfurt wurde durch dessen Zweifel veranlaßt, welche Hefte Goethe gemeint habe, und wie er sie schicken solle. Die Erwiderung lautet: „Wenn die Zeichnung gustös ist und der Stich schön schwarz, so ist alles gut; es sind zween Cahiers, etwan eins von 6—8 Blättern, Papillon oder Papillier invenit. Schicken Sie es der guten Friederike, mit oder ohne ein Zettelchen, wie Sie wollen." Es kam also nur auf die Art der Erfindung und des Stiches an, nicht auf den Gegenstand. Wenn Salzmann ein Zettelchen beilegte, so konnte dies nur die Mitteilung enthalten, daß er diese Stiche im Namen eines

guten Freundes sende, wenn er Goethes Namen nicht nennen wollte. Ob dieser, als er von Straßburg schied, ihn beauftragt hatte, ein solches Zettelchen beizulegen, wissen wir nicht, jedenfalls ist es wahrscheinlich, so daß er erst jetzt auf die Beilegung eines solchen verzichtete. Dies zur Berichtigung Froitzheims (S. 74), der die Wahrheit dadurch entstellt, daß er Goethe nicht schon in Straßburg, sondern erst in Frankfurt Salzmann mit der Sendung beauftragen läßt. In einem zweiten Briefe an Salzmann, einer Erwiderung auf dessen Antwort vom 5. Oktober, ist nicht mehr von Friederiken, dagegen von Jung und Lerse die Rede: die Freunde müßten ihn verstehen, wenn er nicht antworte; sein Drängen vorwärts sei so stark, daß er selten rückwärts sehen könne, und immer sei es ihm traurig, abgerissene Fäden in der Einbildungskraft wieder anzuknüpfen. Friederikens Bild wird ihm noch oft in aller Lieblichkeit vorgeschwebt haben, aber seines Verlustes gedachte er gegen niemand als gegen die Schwester. Besonders bei der Weinlese sehnte er sich nach der Unvergeßlichen. Als er im November und Dezember seine Dramatisierung der Geschichte des Götz entwarf, hatte er Gelegenheit, sich bei Mariens Unglück den Schmerz Friederikens zu vergegenwärtigen, aber deren Trauer über Weislingens Treulosigkeit schilderte er nicht, wir hören nur, wie diese nach dem Treubruche ihr Leben verjammere und verbete. Weislingens Verrat ist die Folge eines herrschsüchtigen Weibes, und in der Liebesscene zeigt sich die weiche Marie zurückhaltend als treue Schülerin der Aebtissin des Klosters; diese warnte nach ihrer eigenen Erfahrung vor den Liebkosungen der Männer, die stark wie Ketten seien. Daß Weislingen das Ergebnis seiner selbstquälerischen Büßung, seiner reuigen Betrachtungen gewesen, ist eine von Goethes mancherlei nicht zutreffenden Bemerkungen über seine eigenen Werke. Weislingen bildete sich notwendig aus der Umgestaltung, die er, zu seinem dramatischen Zwecke, der Geschichte geben mußte, ohne in seiner eigenen Lebenserfahrung zu wurzeln; er selbst war nichts weniger als ein Weislingen, der von einer ehrgeizigen Frau zur Treulosigkeit verleitet wird. Erst als er ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr die tief gemütliche Hofdame von Roussillon und ihre schwärmerisch empfindsame Freundin von Ziegler kennen lernte, auch die Sehnsucht der

leidenschaftlichen Karoline Flachsland nach ihrem Herder ihm aufging, begann sein Herz aufzutauen: aber auch letzterer, gleichfalls einer Elsässerin, mit der er durch Merck in nähere Verbindung kam, vertraute er nicht seinen heiligen Schmerz über Friederikens Verlust, nur sein Leipziger Mißgeschick erzählte er, das er freilich schlimmer darstellte, als es wirklich gewesen. Hätte er wirklich, wie die Ankläger behaupten, Friederiken verführt und diese ein Kind von ihm geboren, das er herzlos verleugnet, so müßte er gerade am Anfange des Jahres 1772 in höchster Sorge um die Lage des freventlich verlassenen, über alles geliebten Mädchens gewesen sein. Dies nimmt auch Froitzheim (und ihm folgt wieder Zolling) wirklich an. „Der nach Frankfurt zurückgekehrte Goethe mußte in höchster Unruhe schweben, wenn er daran dachte, wohin die Verzweiflung das verlassene Mädchen treiben konnte." Aber davon zeigt sich in Wirklichkeit nicht die geringste Spur, vielmehr ist der Dichter jetzt, nach Vollendung des Entwurfs des „Götz", mit einem andern dichterischen Plan, der Verherrlichung des Heldengeistes des Sokrates, beschäftigt, auch mit Ossian; er spielt fleißig auf dem Violoncell, steht mit Herder und noch mehr mit Merck in Verbindung, der ihn zum Anteil an seinen „Frankfurter gelehrten Anzeigen" angeworben hat, und das „Diarium" seiner Beschäftigungen ist, wie er Salzmann schreibt, noch immer so reich, daß es für den geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen ist. Hatte er auch am Anfange Frankfurt leer gefunden, er fühlte sich frei, da er Verzeihung erhalten, wenn auch der Schmerz um Friederiken in ihm nachzitterte; was ihn unmutig machte, war nur sein Advokatspielen, das ihn freilich nicht stark in Anspruch nahm, aber selbst die wenige Zeit, die es ihm raubte, hielt er für verloren, da ihm ganz andre Dinge, besonders die Dichtung, am Herzen lagen.

Doch fast hätte ich vergessen, daß Froitzheim und der auch hier in seinen Fußstapfen wandelnde Zolling Goethes schönen Brief vom 28. November, worin er seinen leidenschaftlichen dichterischen Drang, der ihn zur Dramatisierung eines der edelsten Deutschen getrieben, Salzmann verkündet, auf tolle Weise mißverstanden hat: er findet darin die üblen Folgen, und natürlich die materiellsten, wie er hier sich ausdrückt, „im gewöhnlichen,

bürgerlichen Sinne", die seine Sesenheimer Liebe gehabt. Der Dichter beginnt: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie erraten nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft. Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann ohne das nicht sein, Sie wissen's lang, und koste [kost' es], was es wolle, ich stürze mich drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten." Offenbar ist von der Neigung die Rede, mit solcher Leidenschaft in Dinge zu versinken, daß schlimme Folgen davon zu befürchten gestanden, die ihm Salzmann vorgehalten, nicht daß solche wirklich eingetreten. Die Folge wäre gewesen, daß er von dem, was er in Straßburg zu leisten hatte, ganz abgekommen und in die Irre geraten wäre: um schlimme Folgen für andre handelt es sich durchaus nicht, auch nicht um einen einzelnen Fall.

Ostern 1772 schickte der Vater Wolfgang nach Wetzlar. An der Stätte des Reichskammergerichts wurde das Herz des mißmutigen Praktikanten, trotzdem daß er an seine Großtante empfohlen war, wieder glühend entzündet, ja er hatte einen neuen schweren Entsagungskampf zu bestehen. Durch Lotten wurde das Bild Friederikens in den Hintergrund gedrängt, wenn es auch nicht an Augenblicken gefehlt haben dürfte, wo sie wieder mit ihrer Güte und ihrer herzlichen Beredsamkeit in seiner Seele aufstieg. Als er nach der Rückkehr im Juni 1773 Abdrücke seines „Götz" an Salzmann gelangen ließ, gedachte er Friederikens nicht; erst vier Monate später schrieb er diesem, der ihm von einem überzähligen Abdruck des Stückes berichtet hatte (voraus ging ein Auftrag an Lenz): „Wenn Sie das Exemplar ‚Berlichingen' noch haben, so schicken Sie's nach Sesenheim unter Aufschrift an Mamsell ... [augenblicklich hatte er, scheint es, den Familiennamen vergessen], ohne Vornamen. Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird. Sollte das Exemplar fort sein, so besorgen Sie wohl ein andres." Froitzheim meint, kein Unbefangener werde des Eindrucks der Ironie in der Aeußerung über Friederiken sich erwehren können. Ich sehe darin nur die Hoffnung ausgesprochen, die Geliebte werde in seiner Darstellung des Treulosen seine Reue über seine eigene Schuld

finden, wie er ja selbst die schlechte Figur desselben später als Ergebnis seiner reuigen Betrachtungen bezeichnete. Die sittliche Betrachtung des Stückes durfte er bei dem reinen Gefühle Friederikens voraussetzen, da man ja damals der Schaubühne den Zweck der Belehrung zuschrieb, sie als ein Bildungsmittel des sittlichen Gefühls betrachtete. Den Ausdruck „die arme Friederike" spöttisch zu nehmen, scheint mir äußerst roh; ist er doch fast noch teilnehmender als die frühere Bezeichnung „die gute". Eine Ironie würde sich nur gegen ihn selbst wenden, der, wie Weislingen, durch seinen Leichtsinn die Geliebte unglücklich gemacht habe, deren schönes Liebesgefühl er in Marien dargestellt hatte. Jedenfalls zeigte die freilich späte Uebersendung durch Salzmann, daß er sie nicht ganz vergessen hatte. Froitzheim aber schließt nun weiter aus seiner unhaltbaren ironischen Auffassung, Goethe würde nicht gewagt haben, über den Bruch seines Verhältnisses in solchem Tone mit Salzmann zu reden, hätte er nicht „eine verwandte Gesinnung bei jenem voraussetzen können". Damals hatte sich schon der beiderseitige Freund Weyland in Frankfurt als Arzt niedergelassen, der sich grollend von Goethe zurückhielt. Durch ihn konnten etwa die Sesenheimer von Goethe vernehmen, aber nicht von seiner Wetzlarer Liebe, von welcher selbst seine näheren Bekannten nichts erfuhren. Von jetzt an erblaßte die Erinnerung an Friederiken immer mehr in Goethes Seele oder vielmehr vergeistigte sich ihr Bild. Wenn er selbst später die schlechte Figur seines „Clavigo" gleichfalls als ein Ergebnis seiner reuigen Betrachtungen bezeichnet, so widerlegt sich dieses schon dadurch, daß er hier die Geschichte wesentlich, ja einzelnes wörtlich, aus Beaumarchais herübernahm, und er das Stück, wie wir bestimmt wissen, einem ihm näher getretenen Mädchen zuliebe binnen acht Tagen, freilich mit großer Meisterschaft, hinwarf. Die Kunde von „Werthers Leiden", durch die der Ruhm des Dichters des „Götz" noch höher stieg, mag auch nach Sesenheim gedrungen sein, wohl zugleich mit jener von der, wie man bald allgemein wußte, dem Romane zu Grunde liegenden eigenen Liebe des Dichters zu Lotte Buff. Friederike hatte dem gottbegnadeten Dichter längst verziehen; er war und blieb ihr das Ideal eines warm und tief fühlenden Mannes, dem ihr Herz immer treu blieb; alles, was ihm als

Dichter gelang, mußte sie mit Entzücken erfüllen, auch wenn es nicht von Neue über den ihr bereiteten Schmerz zeugte. Wollte man von einer seiner Dichtungen sagen, daß das eigene Schuldgefühl mit daran gedichtet, so könnte man dies wenigstens mit größerem Rechte von seiner im März 1775 vollendeten „Stella" sagen; denn in Fernando hatte er einen mit dem Glücke von Frauenherzen freventlich spielenden Genußmenschen dargestellt, der seiner glühenden Leidenschaft willenlos folgt, ohne die Kraft der Entsagung zu besitzen; schrieb er ja in Bezug auf dieses „Schauspiel für Liebende" an die sein höchstes Vertrauen genießende Johanna Fahlmer: „Ich bin müde über das Schicksal unseres Geschlechts von Menschen [der wilden Genußmenschen] zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen womöglich, wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe werden." Diese „Stärke in der Unruhe" hatte er selbst gegen Friederiken und Lotten bewiesen; er war kein Fernando gewesen. Jetzt hatte ihn eine neue Liebe mächtig ergriffen, und er im Bilde der Stella die wahre Glut der Liebe gezeichnet, nach welcher er bei Lili sich sehnte. Dieses Drama blieb zunächst ungedruckt, dagegen kam es zur Verlobung mit Lili. Leider fehlen uns seit dem 5. Dezember 1774 Briefe an Salzmann, aus denen sich ergäbe, ob er damals noch Friederikens gedacht. Die sonderbare Stellung, welche Lilis Familie gegen den ihr jetzt als Verlobter angehörenden Dichter einnahm, und die Einwirkung, welche ihre Mutter und Brüder auf Lili übten, verleideten ihm trotz Lilis herzlicher Liebe das Verhältnis, von dem er jetzt nicht mehr das ersehnte volle Glück erwarten konnte, und in halber Verzweiflung verließ er Frankfurt in Begleitung der beiden jungen Reichsgrafen von Stolberg, ohne von der Geliebten Abschied genommen zu haben.

Von Straßburg schrieb „der durchgebrochene Bär, die entlaufene Katze", wie er sich nennt, am 24. Mai in dem „uralten Spaziergang" an der Ill, wohin er vor fast vier Jahren Friederiken geführt, wo er vorher im Frühling der Geliebten und seinen Namen in einen Baum geschnitten hatte, an Johanna Fahlmer: „Diese alte Gegend, jetzt wieder so neu! Das Vergangene und die Zukunft!" Froitzheim und Zolling finden auch darin einen Beweis

von Goethes arger Schuld, daß er damals und bei der Rückkehr aus der Schweiz Friederiken nicht von Straßburg aus besuchte. Aber sie vergessen den Zustand, worin er sich damals befand, daß er in dem wirren Drange seiner Liebe zu unruhig war, als daß er vor der alten Geliebten hätte erscheinen können, abgesehen von den vielen Beziehungen, die in Straßburg seine Zeit in Anspruch nahmen, seine Reisebegleiter, Salzmann, an den er alle Sendungen von Frankfurt aus richten ließ, und Lenz, dann auf der Rückreise Zimmermann, der durch die Vorzeigung der Silhouette der Frau von Stein ihm drei schlaflose Nächte machte. Nur in stiller Ruhe und Reinheit der Seele konnte er der verlassenen Geliebten noch einmal erscheinen. Auch Salzmann mußte ihm raten, die Sesenheimer nicht durch seinen jetzigen Besuch aufzuregen, und Lenz konnte wohl Ursache haben, ihn von dort fern zu halten, hätte Goethe wirklich in seiner damaligen Unruhe die Absicht haben können, Friederiken wiederzusehen. Aber zwischen Lenz und Goethe muß jedenfalls von dieser die Rede gewesen sein, da sie damals ihre Herzen sich eröffneten, wie von Goethes Seite seine Stammbuchverse an Lenz zeigen, der jetzt auch dem Freunde den Namen seiner Geliebten nannte. Eine Spur ihrer Unterredung über Friederiken scheint mir in dem merkwürdigen Gedicht von Lenz erhalten, das gegen Ende des Juliheftes der „Iris" 1775 steht und wörtlich also lautet:

Freundin aus der Wolke.

Wo, du Reuter,
Meinst du hin?
Kannst du wähnen,
Wer ich bin?
Leis' umfass' ich
Dich als Geist,
Den dein Trauern
Von sich weist!
Sei zufrieden,
Goethe mein!
Wisse, jetzt erst
Bin ich dein;
Dein auf ewig,

Hier und dort —
Also wein' mich
Nicht mehr fort.

Das Gedicht trägt in der „Iris" Goethes Chiffre „P.", aber der Herausgeber bemerkt zum Septemberheft, es müsse statt dessen „L." stehen, was die Chiffre von Lenz schon seit dem April war, ja im Augustihefte findet sich das Gedicht „Denkmal der Freundschaft. Auf eine Gegend bei St—g" (Straßburg; gemeint ist der schon erwähnte Spaziergang an der Ill), unterzeichnet „L. an G." (Lenz an Goethe). Lenz hatte die Gedichte eingeschickt, als er von Emmendingen Anfang Juni zurückgekehrt war. Unsre Verse können sich nur auf Friederiken beziehen. Es war eine echt Lenzische Tollheit, daß er Goethe, der doch noch immer mit Lili verlobt war, in einem Gedichte von einer Freundin aus der Wolke öffentlich anreden und ihn auffordern ließ, nicht zu weinen, da sie ewig ihm gehöre. Aber Lenz war zur Zeit bestrebt, sich überall als Freund des berühmten Dichters aufzuspielen. So erklärte er damals, während Goethes Abwesenheit, in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", sein berühmter Freund, dem er seine „Lustspiele nach dem Plautus" zur unschuldigen Ergötzung mitgeteilt, habe sie ohne sein Wissen drucken lassen und auch zu seinem „ersten Stücke" [dem „Hofmeister"] den Namen hergegeben. Ungescheut sandte er diese tollen Unwahrheiten in die Welt. Bloß um sich wichtig zu machen, ließ er auch das „Denkmal der Freundschaft" drucken. Noch Weinhold glaubt die Verse „Freundin aus der Wolke" in die Zeit von Goethes erstem Abschied von Straßburg setzen zu müssen, aber es ist mehr als unwahrscheinlich, daß Lenz diese vier Jahre ruhig habe liegen lassen, sie müssen durch das Zusammentreffen mit Goethe im Mai 1775 veranlaßt sein. Goethe wird Lenz sein Selbstgesicht nach dem letzten Besuche damals im Vertrauen mitgeteilt haben, das er, vielleicht etwas verändert, in „Wahrheit und Dichtung" als beruhigend bei dem Schmerze des Scheidens erzählt. Lenz deutete dies auf seine Weise aus, ließ Friederiken als Geist dem Rückkehrenden erscheinen, ihn mahnen, vom Weinen abzulassen, da er sie dadurch von sich verscheuchen werde, und ihm ewige Treue auch in der Trennung versichern.

Das beginnende „Wo meinst du hin?“ kann nicht fragen sollen, wohin er reite, da der Geist dies weiß, es muß den Sinn haben, „wohin sind deine Gedanken gerichtet?“ Haben wir die Bedeutung der seltsamen Verse richtig gefaßt, die Froitzheim, wenigstens früher, Friederiken selbst dichten ließ, so widersprechen auch sie entschieden der Annahme der Verführung. Der sich aufdrängenden Vermutung, ursprünglich habe in der Ueberschrift Friederikens Name oder ein bloßes Fr. an der Stelle von Freundin gestanden, wollen wir nur nebenbei gedenken.*)

Ob Friederike etwa durch Weyland von dem ungeheuren Klatsch gehört, den im September die schließliche Lösung der Verlobung zu Frankfurt erregte, wissen wir nicht. Auch dieser würde sie so wenig an dem Dichter irre gemacht haben, den ihr Herz erkannt hatte, wie den treuen Salzmann. Ueber seine Erfolge in Weimar, von denen alle Welt sprach, mußte sie herzliche Freude haben. Und welches Glück stand der im Herzen ihm treu Gebliebenen noch bevor, die längst darauf verzichtet hatte, der herrliche Mann, den andre Frauen mächtig angezogen hatten, der am Weimarer Hof zu bedeutender Stellung gelangte Dichter, der Freund des Herzogs, werde ihr seine Hand bieten. Acht Jahre nach der Trennung von ihr kam er auf der, als Weimarischer wirklicher Geheimerat, mit dem Herzog angetretenen Schweizerreise zum Besuch der Familie Brion, als Freund, um sich persönlich

*) So viel ich weiß, hat nur Lucius (S. 128 ff.) das Gedicht später gesetzt, „einige Jahre“ nach 1772, und auf die Wunderlichkeit aufmerksam gemacht, daß Lenz diese Verse zur Zeit drucken ließ, wo Goethe noch verlobt war. Aber seine Annahme, dieser habe es damit recht gut und treu gemeint, er habe Friederiken den treulosen Geliebten zurückführen wollen, kann ich ebensowenig teilen als die Vermutung, großenteils dieser Veröffentlichung wegen sei Goethe später auf Lenz nicht gut zu sprechen gewesen. Wir wissen ja, daß Lenz ihn zu Weimar im November 1776 bitter verletzt hatte, er auch drei Jahre später von Friederiken dessen Haschen nach seinen Briefen erfuhr, um von andern früheren Seltsamkeiten des Freundes nicht zu reden, die er ihm verziehen hatte. Und von einer Hoffnung einer Verbindung mit Friederiken ist in diesen Versen gar keine Rede, vielmehr gibt sie ihn ganz frei, erklärt nur, daß ihr Herz ihm auf Erden und im Jenseits angehören werde.

von den Zuständen der von ihm Verletzten und der Ihrigen zu überzeugen. Mit Froitzheim und Zolling können wir unmöglich Goethe die Unverschämtheit zutrauen, die einst so geliebte Stelle wieder zu betreten, hätte er die Geliebte entehrt und der Schande herzlos preisgegeben, wobei es gar keinen Unterschied machen konnte, ob das uneheliche Kind noch lebte oder tot war; denn des Verführers Niederträchtigkeit wäre in beiden Fällen gleich groß. Dieser Besuch allein spricht Goethe von der furchtbaren, gewissenlos gegen ihn geschleuderten Anklage frei. Ueber denselben berichtete er gleich von der Reise aus seiner Beichtigerin, der ihm als Ideal reinster Weiblichkeit geltenden Frau von Stein, der er noch nichts von seiner Sesenheimer Liebe vertraut zu haben scheint, obgleich ein paar seiner schönsten, freilich keinen Namen nennenden Gedichte daraus hervorgegangen. Wir geben die Schilderung seines Septemberbesuches hier vollständig, weil sie ein herrlicher, aus innig beruhigter, fast andächtig gestimmter Seele geflossener Erguß ist, vor dem alle Anklagen der Entehrung und schnöden Preisgebung beschämt verstummen müssen. Hören wir den eben ins einunddreißigste Jahr getretenen Dichter von „Werthers Leiden".

„Den 25. abends [an einem Sonnabend] ritt ich etwas seitwärts [von der großen Rheinstraße] nach Sesenheim, indem die andern ihre Reise gerad [nach Drusenheim] fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite [eigentlich dritte, aber die älteste hatte er nicht kennen gelernt, da sie auswärts verheiratet war] Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner, als ich's verdiente [da er leichtsinnig ihr Hoffnungen machte, die er nicht erfüllen konnte], und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete [der Schmerz der Entsagung hatte sie so tief aufgeregt, ja sie erkrankte, wie er wohl erst jetzt vernahm]: sie ging leicht darüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit [wohl einer Brustkrankheit] noch überbliebe, betrug sich allerliebst und mit so viel herzlicher Freundschaft, da ich ihr unerwartet auf der

Schwelle [er war am gegenüberliegenden Wirtshause abgestiegen] ins Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinander stießen [natürlich nicht eigentlich, wie es Froitzheim faßt, sondern vom Begegnen des Eintretenden und der Herauskommenden], daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube [des Hausgärtchens und des Baumgartens], und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. Ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen, und bezeugte, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen. Ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte. Wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied am andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten [ihm wegen seines Leichtsinns nicht Grollenden] in mir leben kann."

Kein Wort dieses Berichtes, von dem schwer zu entscheiden, ob Friederikens herzliche Bezeugung ihrer Freude am Wiedersehen des noch in ihrer Seele frisch lebenden einst geliebten, jetzt so hoch in der Welt stehenden Mannes, oder Goethes aus den schlichten Worten uns anwehender Geist reiner Beruhigung mehr anzieht, dürfen wir anzweifeln; er ist eben so frisch aus der Seele geflossen als am folgenden Tage der von Lilis Wiedersehen in Straßburg. Er entlastet bei jedem rein Fühlenden unsern großen Dichter, der zugleich ein edler Mensch war, von der schnöden Anklage, die man böswillig, aber äußerst ungeschickt, gegen ihn geschmiedet hat. Wenn der Nachbar noch vor acht Tagen nach ihm gefragt hat, so kann Goethe unmöglich der schlechte Kerl sein, der die Lieblingstochter des Hauses in Schande gebracht und sich um sein Kind nicht gekümmert hat; jede Erinnerung an ihn müßte im Pfarrhaus ein Greuel gewesen sein. Auch würde man sich

gehütet haben, den Barbier, der auch Chirurg, dessen Frau Hebamme war, als guten Bekannten herbeizurufen, der von dem niederträchtig vorausgesetzten Zustande Friederikens am genauesten hätte unterrichtet sein müssen. Trotzdem haben die Ankläger gerade diesen als Zeugen für Goethes Schuld aufgerufen. Im Jahre 1840 berichtete Weill, der Chirurg Schöpflin in Sesenheim, der noch das Geschäft seines Vaters treibe, habe erzählt, daß derselbe, wenn er mit ihm von Goethe gesprochen, immer die Achseln gezuckt und bemerkt, dessen Abreise habe eine andre Ursache gehabt. Dieser Bericht ist äußerst ungeschickt, da er nicht einmal sagt, auf welche Aeußerung diese Antwort erfolgt sei, aber unmöglich kann er heißen sollen, Goethe sei wegen der Folgen seiner Verführung durchgebrannt. Der jüngere Schöpflin sprach mit seinem Vater (wann dieser gestorben, hätte Froitzheim angeben müssen; wir hören nur, er sei schon 1764 Chirurg in Sesenheim gewesen) über Goethes Treulosigkeit, worauf dieser erwiderte, der Grund, daß er Sesenheim verlassen, sei ein andrer gewesen; er meinte das Verbot des Vaters. Geradezu unwahr ist Froitzheims Behauptung (S. 63), Weill und dessen Schwester hätten die Goethe belastenden Angaben vom Chirurgen Schöpflin erhalten. Weill sagt nur, was wir oben mitteilten, wogegen das kaum in Betracht kommt, was dessen Schwester im Jahre 1892 Froitzheim erklärt haben soll, sie habe später (nach 1840) vom Chirurgen Schöpflin gehört, „mit Goethes Abreise sei es nicht richtig gewesen". Der Ausdruck ist seltsam unbestimmt, und der Detektive hätte sie doch hier sich genauer ausdrücken lassen sollen; sie will offenbar das von ihrem Bruder Gesagte bestätigen. Und dessen genauerer Bericht führt zu einer ganz andern Auslegung, ja er zeigt, daß zur Zeit jenes Gesprächs in Sesenheim die Sage von einem Kinde Goethes noch gar nicht bestand, da dessen Erkundigung beim Vater dann eine andre Beantwortung gefordert haben würde. Ja, hätte dieser ihn gefragt, ob Goethe wirklich diese verführt habe, so würde die andre Ursache geradezu dies verneint haben. Auch Zolling verschiebt den Thatbestand völlig, wenn er sagt, die Sesenheimer hätten von einem Kinde Friederikens vor dem von 1787 gemunkelt und sich dabei auf den Ortschirurgen Schöpflin berufen. Bei solchen schweren Anklagen kann man nicht genau genug sein. Es ist nicht unsre

Schuld, daß wir auf solche Zeugnisse und den damit getriebenen Schleichhandel eingehen müssen.

In Goethes Nachlaß hat sich ein Blatt erhalten, das ohne Zweifel zu den Reiseerinnerungen der zweiten Schweizerreise gehört, wie auch ein andres über Iffland. Jenes beginnt: „Ich besuchte auf dem Wege Friederike Brion, finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbständig." Auch diese Friederikens Charakter so hübsch bezeichnende Aeußerung hat den Anklägern dazu dienen müssen, Goethes Unzuverlässigkeit zu beweisen. Daß er sie wenig verändert gefunden, sei nicht wahr, da der Theolog Gambs (wir werden diesen Mann später kennen lernen) berichte, sie sei schon 1778 gealtert gewesen. Allein Goethe, der im Berichte an Frau von Stein ihres körperlichen Leidens gedacht hat, spricht hier gar nicht von ihrem Aeußern, sondern von ihrem persönlichen Wesen, das ihn früher so sehr entzückt hat, und er führt dieses sofort bezeichnend aus. Aber wollte man dabei auch an das Aeußere denken, so deutet doch wenig verändert auf die durch die Zeit von acht Jahren notwendig erfolgte Veränderung, und wir dürfen es ihm glauben, daß keine Spur zerrüttenden Grames auf ihrem Gesichte sich gezeigt. Wir wissen, daß sie immer blaß war, aber ihr Gesicht bei innerer Bewegung von einem schönen Rot erhellt wurde. Natürlich hatten sich an dem für sie so glücklichen Abend ihre Züge frisch belebt. Recht bezeichnend ist auch, daß die Ueberraschung ihr nicht die schöne selbständige Ruhe geraubt hatte, im schärfsten Gegensatze zur Bestürzung, wie sie Froitzheim träumt, weil sie eben einen andern Liebhaber erwartet habe. Freilich kann man niemand wehren, das Unglaublichste anzunehmen und Goethe weniger zu glauben als einem wunderlichen Kunden, nur sollte man nicht denken, davon andre zu überzeugen. Goethes Bericht fließt aus frischer Erinnerung von 1779 und ist an sich glaublicher als eine vierzig Jahre spätere Niederschrift eines nicht unbedenklichen Zeugen. Auf jenem Blatte heißt es weiter: „Der größte Teil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introduziert, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden." Es war

natürlich, daß die Rede auf den unglücklichen Lenz kam, der vor wenigen Monaten von seinem Bruder nach der Heimat zurückgeholt worden war. Durch eben diesen Bruder wissen wir, daß Goethe damals gegen Lenz, der ihn so tief verletzt hatte, milder gestimmt war, ja Anteil an seinem Schicksal äußerte. Von seinem Treiben im Sesenheimer Pfarrhaus wußte er wohl noch gar nichts. Dennoch verkehren die Ankläger hier sogar Goethes Absicht bei seinem Besuche, glauben nicht der in den Briefen wehenden Stimmung, seiner Freude, daß er auf diesem Wege „gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet"; dies alles soll Schein und Trug sein, obgleich er schon im vorigen Jahre sich gesehnt hatte, seine alten Freunde und Bekannten wiederzusehen. Nicht aus diesem menschlich schönen Triebe soll er die Schwelle des Brionschen Hauses betreten, sondern mit kecker Stirn, da er gehört, sein Kind sei gestorben, den schweren Schritt gethan haben, um sich zu überzeugen, daß Lenz seine Liebesbriefe an Friederiken nicht mit nach Livland genommen, und er sei getrost abgereist, als er gehört, Friederike besitze diese noch. Als ob damit auch erwiesen wäre, daß er sie nicht gelesen, nicht eine Abschrift davon genommen hätte! So kurzsichtig sind auch hier die auf Goethes Kosten erdichtenden Gegner. Mit einer solchen, jeder Wahrscheinlichkeit entbehrenden, überall, wo man sie anfaßt, gebrechlichen Unterstellung wagt man Goethes herrlichen Bericht zu unterwühlen, um die Einbildung wahr zu halten, Goethe sei ein voller Lump gewesen, dem dazu, wenn er so verfahren, jedes folgerechte Handeln abgegangen wäre. Daß Goethe überhaupt von Lenzens Treiben zu Sesenheim etwas Genaueres wußte, ist nicht nachzuweisen, und im Falle er deshalb Verdacht hätte schöpfen können, würde er schon nach dessen Verweisung aus Weimar die deshalb nötigen Schritte haben thun müssen. Ein Grund, seinem eigenen Berichte zu mißtrauen, daß er bei diesem Besuche von Lenzens Haschen nach seinen Briefen an Friederiken Kunde erhalten, ist durchaus nicht vorhanden: blind greift man nach einer solchen Verdächtigung, um den Beweis von Goethes Schande damit zu stützen. Wenn auch in Goethes weiterem Bericht über Lenz die Zeitfolge nicht ganz richtig sein sollte, was nicht der Fall ist, und die Aufklärung über die Absicht von Lenz wenigstens

zum Teil eine spätere Zuthat zur wirklichen Erinnerung sein mag, davon wird der wesentliche Inhalt nicht berührt. Auch kann es gar nicht auffallen, daß Goethe in dem kurzen brieflichen Bericht über seine Aufnahme zu Sesenheim die traurige Unterhaltung über Lenz, die den ganzen Ton derselben verstimmt haben würde, unerwähnt ließ.

Unentschieden muß ich lassen, ob Friederike dem nach Weimar zurückgekehrten vornehmen Freunde geschrieben habe oder hier der Schein trüge. Das Tagebuch meldet am 13. März 1780: „Guter Brief von Riekgen B." Die Ergänzung „Brion" ist nicht geradezu ausgeschlossen, obgleich die Abkürzung „Br." genauer wäre. Der 13. war ein Frankfurter Posttag, der einen Brief von Straßburg bringen konnte. Aber am 11. und 12. war Goethe von Weimar abwesend, und so hätte der Brief auch schon früher angekommen sein können. An demselben Tage war mittags Frau von Stein mit ihrer Mutter bei Goethe zu Tische, so daß er ihr den Brief hätte mitteilen können. Eine andre wahrscheinliche Ergänzung des Namens ist bisher nicht gefunden. Jede Erwähnung einer Antwort oder eines früheren Briefes, worauf Riekchen geantwortet, fehlt in den Postsendungen. Man könnte denken, Friederike habe Goethe im Namen der Eltern für seinen Besuch gedankt und dazu ihren Namenstag gewählt, der vor acht Jahren von ihm gefeiert worden war. Lucius (S. 189) möchte im Briefe, wenn er wirklich von der Sesenheimer Geliebten sei, eine Erwiderung auf Goethes schriftlichen Dank für die freundliche Aufnahme sehen. Aber dann würde im Tagebuch wohl „Antwort" statt „Brief" stehen. Leider haben alle Vermutungen hier keinen festen Halt. Daß sich weiter keine Spur einer brieflichen Verbindung mit Sesenheim zeigt, erklärt sich genügend daraus, daß das Verhältnis ein für allemal aufgehoben bleiben mußte, schon um Friederiken ganz freie Hand zu lassen. Damals war Goethe, besonders nach Uebernahme der Kammer (1782), so in Anspruch genommen, daß er selbst an Salzmann nicht weiter schrieb. Auch führte ihn sein Weg nicht mehr über Straßburg.

Als entscheidenden Beweis für Goethes arge Schuld hat man auch den nach dessen Tod in den „Nachgelassenen Werken" erschienenen Aufsatz „Wiederholte Spiegelungen" verwertet, dessen Beziehung auf des Bonner Philologen Näke handschriftliche „Wall-

fahrt nach Sesenheim" zuerst Delbrück nach dem zu frühen Tode des trefflichen Lehrers enthüllt hat. Ausführlich habe ich darüber vor vierzig Jahren in den „Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit" (S. 111—117) berichtet. Den ursprünglich zur Erinnerung, etwa auch für einen Bruder und einen nächsten Freund, geschriebenen Reisebericht hatte Näke zwei Bonner Amtsgenossen, wie wir (freilich weder Froitzheim noch Zolling) seit 1874 wissen, Goethes vertrauten Freunden D'Alton und Nees von Esenbeck mitgeteilt. Der erstere bat sich von Näke die Handschrift aus, um sie Goethe zum Zeichen, welche Verehrung er auch an der rheinischen Hochschule genieße, vorzulegen. Die Gräfin von Beust, die nach Weimar reiste, überbrachte sie. Nees berichtete darauf, als Goethe sie schon empfangen, den 9. Januar 1823 an diesen: „Der Professor Näke hat eine Ferienreise nach Straßburg gemacht; es war uns aber schon vernehmbar geworden, daß es eine Art von Wallfahrt war, er wollte Druſenheim und Sesenheim sehen. Bei seiner Zurückkunft vertraute er mir [als Botaniker] einen [von der Reise mitgebrachten] Jasminzweig und ein Zweiglein vom wilden Apfelbaum zu botanisch kunstgerechter Anordnung auf einem guten Bogen Velinpapier; endlich teilte er auch mir und D'Alton vertraulich einen Reisebericht mit, in welchem sich neben seiner kindlich zuthunlichen Verehrung für Euer Excellenz, worin ihm wenige gleichkommen werden, die ganze gelassene philologisch-kritische Persönlichkeit unsres Freundes aufs behaglichste abspiegelte. ... Ich habe nichts hinzuzufügen, als daß Euer Excellenz bei Durchlesung des Hefts neben der frischen Erinnerung an eine schöne Lebensepoche die Reinheit der Gesinnung, aus der sowohl die Reise als der Reisebericht entsprungen sind, so vor Augen schwebe, wie sie in dem Herzen des Berichterstatters lebte." Am 2. Februar antwortete Goethe: „Für Herrn Näke sende nächstens ein besonderes Blatt, welches von der wunderlichen Symbolik zeugen mag, in die wir bei langem Leben und beharrlichem Arbeiten am Ende verschlungen werden. Danken Sie ihm schönstens; das Manuskript schicke sodann zurück." Das Blatt ist vom 31. Januar datiert, an welchem es, wohl lange nach der Durchlesung des liebenswürdigen Berichtes, entworfen war. Doch die Abschrift nebst dem Manuskript wurden noch an demselben 2. Februar dem Briefe an

Nees beigelegt, wenn nicht etwa der vom 2. Februar datierte Brief einen Posttag liegen blieb. Nees berichtete am 20.: „Die Freude, die Näke beim Empfang der ‚Spiegelungen' äußerte, hatte für mich etwas Rührendes und Beschämendes zugleich, weil ich mir schon den Gedanken erlaubt hatte, daß jeder als Professor notwendig verbutten müßte. Näke trägt mir seinen herzlichsten und treulichsten Dank auf." Weder D'Alton, noch Nees, noch Näke hatte einen Gedanken daran, daß Goethe über Friederikens Schuld oder Unschuld sich aussprechen, ausdrücklich sagen werde, Friederike sei dessen unfähig gewesen; er nahm den Reisebericht, wie er ihm geboten war, als Beweis, wie mächtig seine Darstellung der Sesenheimer Liebe auf einen bedeutenden Kenner und Forscher des klassischen Altertums gewirkt habe, und freute sich dieser schönen Nachwirkung. Bei seiner völligen Unkenntnis der späteren Schicksale Friederikens konnte er die Schmutzsage nicht thatsächlich widerlegen, er ließ sie völlig unbeachtet. Wenn er auch sonst gegen solche Aufspürungen der thatsächlichen Grundlage des von ihm dichterisch gestalteten Stoffes eingenommen war, so überwand er doch diesmal seinen Widerwillen, da die liebenswürdige Begeisterung für die „Friederike" seiner novellistisch ausgeführten Sesenheimer Idylle ihm wirklich wohlthat.

Ahnen konnte er freilich nicht, wie seltsam dieser Aufsatz wirken werde, als er in den „Nachgelassenen Werken" erschien, da der gute alte Delbrück selbst wünschte, als er erfuhr, daß die „Wiederholten Spiegelungen" sich auf Näkes „Wallfahrt" bezogen, er möchte diese nicht gelesen haben; denn er wußte nicht, daß diese Goethe nicht mit dem Wunsche, er möge sich über jenen Klatsch auslassen, sondern als Beweis der zartesten Verehrung eines klassischen Philologen vorgelegt worden war. Auch andre mögen, als sie die „Wallfahrt" lasen, gestutzt haben, am tollsten ging damit im Jahre 1842 ein junger Tübinger Philolog um, W. Teuffel, in den damals großen Lärm, freilich nicht ohne Geist, machenden „Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst" von Arnold Ruge. Es war nicht das einzige Mal, daß der geweckte Forscher, dessen Keckheit Böckhs Unwillen erregte, sich verrannt hat. Goethe lege die Eindrücke des Bildes der unglücklichen Friederike, so ließ er sich vernehmen, sorgsam wie einen zerbrechlichen Gegenstand

auseinander und beschreibe sie in der abgeschmackten Diktion, die er sich angelebt habe. Da Goethe nicht entschieden die Reinheit Friederikens behaupte, nicht das Gerücht als Verleumdung erkläre, so fühle er sich schuldig, und es sei mehr als wahrscheinlich, daß Friederike, wie es Weill dargestellt, von Goethe ein Kind geboren habe. Froitzheim stimmt von Herzen damit überein. Goethes Ausdruck „ungeachtet alles irdischen Dazwischentretens" sei diplomatisch gewählt; er deute darauf, daß er sich bei der Näkeschen Enthüllung beruhigen zu müssen geglaubt und ohne weiteres den Ruf seiner ehemaligen Geliebten preisgegeben habe! Solche Abgeschmacktheit wagte er nicht bloß zu denken, sondern auch drucken zu lassen. Natürlich hat er die Stelle: „So kann sie [Friederike] nun, ungeachtet alles irdischen Dazwischentretens, sich auch wieder [aus der Spiegelung in Näkes „Wallfahrt"] in der Seele des alten Liebhabers nochmals abspiegeln", grausig mißverstanden. Das „irdische Dazwischentreten" ist eben nicht etwa die Froitzheim benebelnde Verführung, der sie erlegen, sondern die örtliche und zeitliche Entfernung, daß Goethe fern von Sesenheim lebt und seit jenen glücklichen Tagen einundfünfzig Jahre vergangen sind. Zolling spricht von einer so ruhigen und ausweichenden, so gewundenen und gezierten Antwort, daß Teuffel mit Recht darüber in Entrüstung geraten sei, ohne weiteres eine Bestätigung von Goethes Schuld darin gefunden habe. Seltsam! Schweppenhäuser spricht ja Goethe von aller Schuld frei, stellt nur den katholischen Pfarrer als Bösewicht dar. Goethe ist weit entfernt, sich darauf einzulassen, da er weiß, wie die entstellenden Gerüchte entstehen, wie selbst die Geschichte von den gröbsten Unwahrheiten durchzogen ist, was nicht zu verwundern sei, da dieselbe Sache von Augenzeugen auf ganz verschiedene Art erzählt werde, und das Schlimmste, was die Lüge oder Böswilligkeit ihm zuschrieb, kümmerte ihn nicht, er hielt es unter seiner Würde, sich dagegen zu verteidigen. Als der neue Jenaer Geschichtsprofessor Luden im Jahre 1806 ihm eine grob materielle, das Hinterste zu vorderst kehrende Entstehung seines „Faust" vortrug und treuherzig ihm vor den Kopf sagte, seine Verführung eines Mädchens habe ihm die Gretchentragödie eingegeben, sagte er ihm nicht, er wisse nicht, wie grob er sei, sondern spottete drollig auf die Unsicherheit aller geschichtlichen Ereignisse!

Näke hatte in seiner „Wallfahrt" bemerkt, sein Besuch in Sesenheim habe den doppelten Zweck gehabt, „an Ort und Stelle Goethes Jugendleben in Sesenheim nachzuleben und von Friederikens ferneren Schicksalen womöglich etwas in Erfahrung zu bringen". Das erstere gefiel Goethe, die Neugierde schien ihm freilich menschlich, aber mutete ihn weniger an. Vor allem mußte ihm die Stelle der „Wallfahrt" gefallen, wo der gemütliche deutsche Professor äußerte: „Es kann kaum ein reineres Verlangen geben als das, mit dem ich auf Sesenheim zueilte. Ein weibliches Wesen war es freilich, dem ich nachtrachtete, dessen Bild über der ganzen Gegend schwebte und mich mit einem seltsamen Zauber umfing. Aber ein Wesen, das ich nie gesehen und an das mich kein Trieb sinnlichen Begehrens knüpfte: ein Bild meiner Phantasie, wie ich es aus der Jugendphantasie des Dichters in mich aufgenommen hatte, und dem ich durch Anschauung der Umgebungen, in welchen das holde Wesen geatmet und Glück verbreitet hatte, einige Konsistenz und Grundlage zu geben im Begriffe war. Schon von der Höhe des Münsters hatte mein Herz oft über den schönsten Bau hinweg, von den Gebirgsmassen, welche die Natur auf beiden Seiten des Rheins unendlich schön aufgebaut hat, abseits nach dem kleinen Sesenheim sehnsüchtig und vergebens gesucht. So behauptet das Kleinste sein Recht neben dem Größten. Doch wer möchte es wagen, auch neben dem Größten, was Menschengeist erdacht und Menschenhand ausgeführt, und neben dem Größten, was die allmächtige Hand der Natur aufgetürmt, den stillen Reiz klein zu nennen, der in Friederiken lebt? Und wenn es eine würdige Aufgabe ist, in den Anblick menschlicher Geisteswerke sich zu vertiefen und ihrer Entstehung und Ausbildung nachzudenken oder dem Gange der schaffenden Natur in Bergen und Landschaften mit bewunderndem Blicke zu folgen: warum sollte es nicht ebenso der Mühe sich verlohnen, das gewöhnliche oder ungewöhnliche Schicksal zu erforschen, in dem die glücklichen Anlagen eines frühgeprüften zärtlichen Herzens, die einen kleinen Kreis geräuschlos zu beglücken bestimmt schienen, entweder sich ausbildeten oder vorzeitig untergingen? Soll ich alles gestehen, so muß ich sagen, daß auf dem einsamen Wege meine Empfindungen nicht immer gleich unbefangen und uneigennützig auf das Phantasiebild von Friederiken gerichtet waren:

seltsamerweise trat abwechselnd einigemal an ihre Stelle ein besser bekanntes schönes Bild, dasselbe, das eine kurze Zeit vorher unter ganz anderen Umständen, im rauschenden Gepränge des Mannheimer Theaters, plötzlich vor die Augen meines Geistes getreten war." Besonders diese Stelle, deren Froitzheim, bloß auf die Mitteilungen Schweppenhäusers und sonstige Gerüchte hingewandt, gar nicht gedenkt, hatte Goethe getroffen und ihn veranlaßt, die „Wallfahrt" als eine wiederholte Spiegelung mit einem von den entoptischen Farben hergenommenen Bilde zu bezeichnen. Diese Farben hatten ihn seit ihrer Entdeckung als eine der schönsten Erscheinungen ungemein angezogen und er dann nicht geruht, bis er im Jahre 1812 sie nach den Grundsätzen seiner Farbenlehre sich zurecht gelegt, und diese „wundersamen Spiegeleien" hatte er auch am 17. Mai 1817 in den Versen an die Malerin Gräfin Julie von Egloffstein gefeiert. Ein schöneres Bild des Eindruckes, den die begeisterte Auffassung seiner Darstellung der Sesenheimer Liebestage in ihm erregt, war unmöglich zu finden, da „die entoptischen Erscheinungen, von Spiegel zu Spiegel, nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden", wie „wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern". So hatte auch Näkes Schilderung, wie in Sesenheim Friederikens Bild ihn immer lebhaft umschwebt und fast leibhaftes Leben gewonnen, dem alten Dichter „eine holde, werte, belebende Gegenwart lieblich erneuert". Dabei gedenkt er auch des Glückes, daß der Wallfahrer, den die Sehnsucht getrieben, „an Ort und Stelle sich die Oertlichkeit wenigstens anzueignen", dort „einen teilnehmenden, unterrichteten Mann gefunden, in welchem das Bild sich gleichfalls eingedrückt hat". Dadurch sei die Möglichkeit entstanden, „ein Wahrhaftes wiederherzustellen, aus Trümmern von Dasein und Ueberlieferung sich eine zweite Gegenwart zu verschaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit wieder zu lieben". Näke hatte in Bezug auf den damaligen Pfarrer Schweppenhäuser bemerkt: „Wie mußte es mich nun freuen, einen Mann zu finden, der meine Absicht nicht bloß begriff, sondern ganz natürlich fand, der von seinem alten Vorgänger [Brion] und von Goethe wußte und lebhaften Sinn für Goethes Erzählung, sowie für die Merk-

würdigkeit hatte, welche durch die Erzählung auf das kleine Sesenheim gekommen war." Weiter hören wir, daß Schweppenhäuser eifrig gesucht hatte, bis er die Lage des schon lange verschwundenen Wäldchens aus den von Goethe genannten Aussichtspunkten gefunden; nur ein paar einzelne Bäume gaben, wie Näke klagt, auch von der ehemaligen Heiligkeit jener Stätte Kunde. Darauf bezieht sich Goethes Ausdruck von der „gewissermaßen verödeten Lokalität", den „Trümmern des Daseins". Schweppenhäuser selbst hatte aus der Jasminlaube einen Weinlaubengang gemacht und den Jasmin in eine Ecke hinter dem Hause verpflanzt. Auch wird erwähnt, daß dieser, was er über die Geschichte von Goethes Liebe erfahren, sorgsam zusammengestellt, aber auch freilich einzelnes auf seine Weise kombiniert hatte. Woher er die Geschichte von Friederikens Fall vernommen, wird nicht gesagt; er glaubte an diese gern, weil er daraus, wie offen vorliegt, ganz falsch, sich erklärte, weshalb Goethe (bei seinem acht Jahre späteren Besuche) die Absicht, sein Wort zu lösen, nicht ausgeführt habe.

Wenn Goethe Näkes Mitteilungen als eine Wiederspiegelung seiner Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" betrachtete, so war es natürlich, daß er bei seiner Weise, alles, was ihn anzog, bis zu seinem Ursprung zu verfolgen, auch die Spiegelungen, aus denen jene hervorgegangen, kurz zu bezeichnen suchte. So begann er denn mit der unbewußten Wiederspiegelung jenes „jugendlich seligen Wahnlebens" in der Seele des Jünglings; dieses lange fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild habe viele Jahre immer lieblich und freundlich in seinem Innern hin und her gewogt, bis er es endlich in lebhafter Erinnerung, ausgesprochen und es so sich abermals abgespiegelt, wo denn ein schönes, edles Gefühl an dieser Erscheinung, als wäre sie Wirklichkeit, sich entzückt und davon einen tiefen Eindruck empfangen habe. Wie ein geistreicher Mann hier von einem Auseinanderlegen eines zerbrechlichen Gegenstandes sprechen kann, wäre unbegreiflich, wüßte man nicht, welche Gewalt der Wahn des Vorurteils übt. Teufel, um von Froitzheim nicht zu reden, war wie blind in die „Spiegeleien" hereingefallen, von deren treffender Anerkennung des aus der „Wallfahrt" sprechenden Geistes er nicht die geringste Ahnung hatte.

Daß Goethe auf die Beschuldigung Friederikens nicht einging,

war natürlich. Er konnte nach seiner Kenntnis der Geliebten, die er noch acht Jahre nach der Trennung so gut und treu, innig ihm ergeben fand, an eine solche Schuld nicht glauben, er hielt sie für eine der argen Verleumdungen, denen auch die reinste Tugend nicht entgeht. Daß Schweppenhäuser dadurch getäuscht worden, bezweifelte er nicht; wußte er ja, dieser habe sich geirrt, wenn er Näke erzählte, daß Goethe nach acht Jahren wiedergekommen, um sein Wort zu lösen, sich nur zurückgezogen, weil er von deren Verführung durch den katholischen Pfarrer gehört habe. Da mußte er doch denken, das eine sei ebenso falsch wie das andre. Auch daß dieser behauptete, George, von dem „Wahrheit und Dichtung" erzählte, lebe noch als Postmeister in Drusenheim, zeigte ihm dessen Unzuverlässigkeit; denn er wußte, daß dieser nie gelebt hatte, von ihm rein ersonnen war, wußte, daß Schweppenhäuser, wenn er sich bei dem Manne selbst erkundigt hätte, dies entdeckt haben müßte. Auch durfte er hoffen, daß, wenn Näke, wie er es nach seinem Aufsatze vorhatte, sich bei Schweppenhäuser nach der Quelle seines Berichtes über Friederikens Verführung erkundigte, deren Unzuverlässigkeit sich herausstellen würde. Goethe durfte also um so eher über diese Sage hinweggehen, als eine Veröffentlichung des Aufsatzes und seiner Gedanken über die Nachrichten von Sesenheim, wie er die „Spiegelungen" bezeichnet, nicht beabsichtigt war. Dabei muß man bedenken, wie seine Bemerkungen entstanden sind. Er schrieb sie nicht unmittelbar nach der Lesung nieder: wie es in seiner Art war, trug er die Darstellung des Eindrucks, den Näkes Schilderung seiner Wiederherstellung von Friederikens Bild zu Sesenheim in ihm erregt hatte, lange Zeit mit sich herum, so daß er sich, als er seine Gedanken schriftlich entwarf, alles einzelnen nicht mehr erinnerte, ihm nur noch das vorschwebte, was ihm die Hauptsache war. So ist jeder Schluß aus den „Wiederholten Spiegelungen" auf seinen Glauben an die Wahrheit der Verführung seiner Sesenheimer Geliebten durch den katholischen Pfarrer, und gar auf seine eigene Schuld, als Ursache ihrer späteren Unsittlichkeit, die unverantwortlichste Verleumdung. Nie ist das wohlbedachte, anerkennende Wort eines hochbedeutenden Schriftstellers roher und plumper mißdeutet worden als die Aeußerung seiner Freude über Näkes gemütliche „Wallfahrt" durch

Teuffel und seine Nachtreter. Näke starb unverheiratet leider zu früh an einem Herzübel, schon sechs Jahre nach Goethe; drei Jahre vorher hatten Kruses Nachforschungen Friederikens Unschuld herausgestellt, woran nur Goethes erbitterte Gegner und die von der späten verleumderischen Sage angesteckten nachgeborenen Elsässer nicht glauben wollen. Näke war als Forscher, Lehrer, Redner und Mensch hochgeachtet. A. W. v. Schlegel widmete ihm die ehrenvollste Lobrede in klassischem Latein, und wenn das Bonner Studentenlied sang:

Näke mit der hohen Stirn
Ist verliebt in jede Dirn,

und mit viel Behagen einer ihm angehängten Koblenzer Sage gedachte, so war der Witz der Musensöhne harmloser gemeint, als es scheinen mochte. Von seiner edlen Gesinnung zeugt auch die „Wallfahrt nach Sesenheim" mit ihrer gutmütigen Selbstironisierung. Schlegel durfte mit Recht sagen, der harmlose, edle Mann habe nie einen Feind gehabt; zu der großen Anzahl der dankbaren Schüler des Sohnes vom Erzgebirge, der in Dresden, Leipzig und Halle sich gründlich ausgebildet hatte, dürfen auch wir uns freudig bekennen.

Endlich haben die mehr auf die Zahl als die Haltbarkeit der Schuldbeweise ausgehenden Ankläger auch gewagt, sich auf Fausts Gretchen zu berufen. Froitzheim beginnt mit dem hohlen Satze: „Die Irrgänge eines Menschenlebens aufzudecken, hätte selbst, wo es sich um eine Geliebte Goethes handelt, nur halben Wert, entspränge nicht ein geistiger Nutzen daraus." Und dieser geistige Nutzen der Verleumdung Friederikens soll das bessere Verständnis von Goethes „Faust" sein! Auf die morschen Stützen jener Annahme, schon in Straßburg habe die Dramatisierung der Faustsage Goethe beschäftigt, gehe ich hier nicht ein*). Wie es mit Marien im „Götz" und „Clavigo" als Ergebnissen der reuigen Betrachtungen über seine Verschuldung gegen Friederiken stehe, haben wir bemerkt. In ihnen, hören wir von Froitzheim, sei nur der eine

*) Zuletzt habe ich darüber gehandelt in meiner Schrift „Zur Goetheforschung" (1891) S. 86—89.

Charakterzug Friederikens, ihre Sentimentalität, zum Vorschein gekommen. „Wollte Goethe die poetische Buße ganz ausnutzen (?), so mußte auch die andre Charakterseite der Geliebten, die herzinnige Naivetät, die den jungen Goethe zu den herrlichsten Liebesliedern entflammte, in der dramatischen Poesie Verwendung finden.“ Welche Weisheit! Glücklich kommt dem Entdecker seine Zerschneidung Fausts in den Liebenden und den Grübelnden zu Hilfe: sei der erstere Goethe selbst, wie der andre Herder, so könne Gretchen „nach den Hauptelementen“ nur Friederike sein. Schon Schäfer und manche andre hatten bei Gretchen an Friederiken gedacht, H. Grimm in dessen Verführung eine symbolische Steigerung der furchtbaren Grausamkeit gesehen, daß Goethe diese verlassen und alle ihre Liebeshoffnung gebrochen. Froitzheim findet „viel einfacher, weil natürlicher,“ die Annahme, daß Friederike wirklich „ihrem Geliebten ein Kind geboren“; leider kann sie es nicht auch, wie Gretchen, gemordet haben, und da muß denn eine andre Marotte Froitzheims herhalten: „schreckhafte Straßburger Erinnerungen“ haben hier eingewirkt. Hinrichtungen von Kindermörderinnen fanden zur Zeit von Goethes Jugend auch in Frankfurt und allerwärts statt, auch die Volksdichtung bemächtigte sich ihrer: aber was in Straßburg, Frankfurt und sonst sich fand, hat der Dichter, wenn er desselben zu seinem dichterischen Zwecke brauchte, nach Froitzheims Ueberzeugung immer von Straßburg sich angeeignet. Wenn Goethes „Faust“ sich des schrecklichen Verbrechens schuldig machen mußte, so brauchte der Dichter deshalb nicht selbst dieser Bösewicht sein. Froitzheim hat auch Zolling zu der Annahme verleitet: „Als dann die Niederkunft glücklich vorüber war, suchte er sein Gewissen zu ertöten, indem er zur Selbstbuße, wie er es seltsamerweise nennt, seine dichterische Phantasie bis zu den äußersten Folgen des unglücklichen Verhältnisses trieb.“ Als ob mit der Niederkunft das Schlimmste vorüber gewesen, da doch der Kindesmord erst dann stattfinden kann, als ob nicht die Schande und äußerste Verzweiflung erst dann am unerträglichsten würden. Und die hier willkürlich vorausgesetzte Niederkunft würde in die ersten Monate von 1772 gefallen sein, wo, wie wir schon bemerkten, Goethe ganz guter Dinge war, an die Dichtung des „Faust“ nicht im mindesten zu denken ist. Die letzten, Gretchens

Not aufs äußerste treibenden Scenen sind ja erst im Oktober 1775 gedichtet, während Goethes Schuldgefühl wegen des Friederiken bereiteten Leidens schon vor dem Abgange nach Wetzlar gewichen war. Solche Unmöglichkeiten kann man sich nur vorstellen, wenn man bei der alleroberflächlichsten Kenntnis von Goethes Leben und Wirken die schwierigsten Fragen zu lösen sich vermißt. Von Friederikens wesentlicher Natur erkenne ich fast nicht das geringste in Fausts Gretchen. Nach Froitzheim soll sie deren herzinnige Naivetät besitzen. Er beruft sich dabei auf Erich Schmidts Aeußerung: „Friederikens reine, naive Mädchennatur aus niedrigeren Verhältnissen gibt ihr Bestes und Schönstes für die Figur des Gretchen; ihre schlichte Kammer ist ein Heiligtum der Liebe, zierlich tritt sie in der Schmuckscene vor den Spiegel, ein ländlich idyllischer Zauberhauch ruht über der Gartenscene, überall rührendste Einfalt und Anmut, und in der Katechisationsscene schaut das fromme Landkind empor zu dem freien Geliebten, den sie nicht versteht." Friederike, die zarte und zärtlich von den Eltern geschonte, von allen schweren Arbeiten befreite Tochter des gastfreien lutherischen Pfarrers, der lustige Geselligkeit liebt, mit angesehenen Personen verwandt und bekannt ist, hat nichts zu thun mit dem beschränkten, niederen katholischen Bürgermädchen, das am Waschtrog stehen muß, nur in die Kirche und verstohlenerweise zu der gemeinen Frau Marthe kommt, „einem Weib, auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen". Wenn sie auch wenig gelesen hat, spielt sie doch Klavier und singt lustige Lieder neben gefühlvollen Arien, zeichnet auch; sie sieht nicht verehrend zum höheren Geliebten auf, sie fühlt sich ihm gleich, von der Liebe gehoben, nicht gedemütigt; schönes natürliches Gefühl, Redegewandtheit und große Selbständigkeit zeichnen sie aus, die sie zur geschickten Anordnerin aller Festlichkeiten und Spiele, zum Geiste des Hauses neben der verständigen und würdigen Mutter machen. So steht sie hoch über dem bescheidenen Gretchen, das nur eine frische, unverdorbene Natur ist, dem die reine Anmut und das schöne Selbstbewußtsein der auf sich selbst ruhenden Friederike mangeln; gemein sind beiden nur die reine Unschuld und frische Natur. Doch abgesehen hiervon ist es eine leider heute immer mehr zur Mode gewordene Unart, überall nach „Modellen" der dichterischen Personen zu suchen; wie viele Miß-

geburten hat diese schon erzeugt! Seine Personen holt der Dichter nicht aus seiner Umgebung, er schafft sie aus der Handlung heraus; freilich nimmt er einzelne Züge von bekannten Personen her und bei manchen darzustellenden Handlungen schwebt Selbsterlebtes vor. Goethes Faust mußte im Gegensatze zur Sage, welche nichts von einem Kindesmorde, nur von der Dirne eines Krämers weiß, mit der er sich verheiraten will, die schwere Schuld auf sich laden, ein Mädchen aus dem Volke zu verführen und in der äußersten Not zu verlassen, worin es sein Kind mordet und so dem weltlichen Gerichte zum Opfer fällt. Züge zum Bilde Gretchens nahm er aus seiner Knabenliebe, doch stattete er seine Schöpfung mit allem aus, was eine rein unschuldige, natürlich fühlende Tochter des Volkes bezeichnet, aber ohne alles selbstbewußte höhere Leben. Man erinnere sich dessen, was Goethe im dreizehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" über Werthers Lotte sagt. Nichts ist verwerflicher als Lebenszüge des Dichters aus seinen eigenen Werken herauslocken zu wollen, welche nur die Blüten der frei schaffenden, auf lebendiger Gestaltung des überlieferten oder erfundenen Stoffes gerichteten Einbildungskraft bilden. Und gerade hierin ist Goethe einer der begabtesten Meister, den man nicht wegen seines aus reiner Anschauung gebildeten lebensfrischen Gretchens zu einem teuflischen Verführer machen sollte. Ein schöner Lohn für einen Dichter! Aber den sittlichen Anklägern bietet dieses die erwünschteste Handhabe, und so muß Gretchens Verführung für die Friederikens zeugen.

Friederike und Lenz.

Welch ein andres Bild zeigt uns Goethes vorgeblicher Nachfolger in der Liebe zur herzlichen, gemütvollen, verstandesklaren Sesenheimer Pfarrerstochter. Man hat mir Vorurteil gegen den unglücklichen, mit beweglichster Einbildungskraft begabten livländischen Dichter zum Vorwurfe gemacht, aber das meiste, was neuerdings von Lenz bekannt geworden, hat meine Ansicht, daß dessen thatsächliche Aeußerungen oft der Wirklichkeit geradezu widersprechen, die Dichtung bei ihm häufig in das Leben eingedrungen ist und dieses verwirrt hat, nur zu offenbar bestätigt. Weit entfernt, ihn deshalb sittlich zu beschuldigen, halte ich ihn für sittlich fast unzurechnungsfähig. Fehlt es ihm auch nicht an lichten Augenblicken, wo er aus seinen Träumen erwacht und einen vorgesetzten Plan verständig auszuführen im stande ist, so springt er doch zu oft plötzlich davon ab, träumt das Gewünschte als lebendige Wirklichkeit, wie es Goethe später so ergreifend in Tasso dargestellt hat. Der frühreife Knabe ward übermäßig angespannt; er selbst klagt 1777 in einem Briefe an Sarasin, daß man seine leibliche Ausbildung vernachlässigt habe. In Königsberg, wohin ihn sein starr rechtgläubiger Vater, das Haupt der Dorpater lutherischen Geistlichkeit, geschickt hatte, um sich, wie sein schon als Pastor in gleichem Sinne wirkender Bruder, zu einem starken Rüstzeug des Glaubens auszubilden, brach der zu straff gespannte Bogen; sein Grübeln über die Erlösungslehre untergrub den Glauben an die Wahrheit des Christentums, was ihn um so unglücklicher machte, als er Geistlicher werden sollte, und so schweifte er zu den schönen

Wissenschaften über, ergab sich den Reizen dichterischen Schaffens, zerstreute sich vollends und geriet, vom Vater zu sehr eingeschränkt, durch ein ungeordnetes Leben in Schulden. Wider dessen Willen nahm er eine Hofmeisterstelle an, die er aber, nach seinem eigenen Bericht, bald aufgab. Vielleicht hing das mit einer unglücklichen Liebe zusammen, die mehr von der Einbildungskraft als von Sinnenlust entzündet worden.*) In einem Gedichte „Naturschwärmerei", das der um Lenz hochverdiente Weinhold mir zwei Jahre zu spät anzusetzen scheint, da der auf demselben Quartbogen folgende Brief an Goethe in den Herbst 1773 fällt, heißt es:

Ach, dann [nach meinem Tode] seht ihr mich nicht mehr, teure Freunde.
Lieber Goethe! Der Freunde erster,
Ach dann siehst du mich nicht mehr.
Aber ich sehe dich, mein Blick dringt
Mit dem Blick des Sterns, zu dem ich eile,
Noch zum letztenmal an dein Herz,
An dein edles Herz. — Albertine
Du auch, die meiner Liebe Saite
Nie laut schallen hörtest, auch dich,
Auch dich seh' ich, segne dich — wär' ich
Dann ein Halbgott, dich glücklich zu machen,
Die du durch all mein verzweiflungsvoll Bemühen
Es nicht werden konntest — die du vielleicht es wardst
Durch dich selbst — ach, die du in Nacht mir
Lange, lange drei furchtbare Jahre
Nun versunken bist — die ich nur ahnde!

Die zwischen Goethe und den Eltern nebst den Geschwistern angeredete Albertine kann nur eine Geliebte im fernen Königsberg sein, mit der er seit drei Jahren außer Verbindung gewesen ist,

*) Erst als er nach Livland zurückkehrte, bildete er sich ein, daß er sich schon als Gymnasiast in Julie von Albedyll verliebt habe. Im November 1780 nahm er wohl aus Liebe zu ihr eine Hauslehrerstelle im v. Liphardschen Hause zu Dorpat an, weil er so mit ihr in Verbindung kam. Als diese seinen durch einen Bekannten ihr mitgeteilten Liebesantrag abwies, gab er die Stelle auf, die Leidenschaft aber für Julien, die ihn verschmäht hatte, spukte auch noch später in ihm fort: es war wohl sein letzter Liebesrausch.

nicht Friederike, an die Weinhold gedacht hat*). Albertine kann nur ein wirklicher Name sein, nicht ein beigelegter dichterischer. Anders ist es mit der darauf als schon gestorben genannten Doris. Wahrscheinlich hatte er mit ihr „an Quellen und Büschen" gespielt, als er zur Herstellung seiner Gesundheit bei dem Bruder Pastor zu Tarwast weilte, und er hatte ihr den seit Haller gebräuchlichen, auch noch bei Goethe sich findenden Liebesnamen Doris beigelegt. Echt Lenzisch ist, daß er sich die Hoffnung, oben das „Sternenkind" wiederzusehen, einen Augenblick durch den Gedanken trüben läßt, sie könne, nach der Lehre von der Seelenwanderung, wieder zur Erde zurückgekehrt sein.

Das tolle Ausreißen von Königsberg, dem ein loses Umhertreiben vorhergegangen war, erfolgte mitten im dritten Jahre seiner Studienzeit; es muß ihn doch einen gewissen Kampf gekostet, und der Bruch mit dem heftig auffahrenden Vater und der Familie bei seiner gutmütigen, ja weichen Natur ihn oft beunruhigt, auch seine Abhängigkeit von den beiden jungen Baronen bei seinem Drange nach Freiheit ihn gedrückt haben, da diese ihm nur freie Reise, Wohnung und Tisch zugesagt hatten, weitere Geschenke von ihrer Laune und ihren eigenen Verhältnissen bestimmt wurden. Die Offiziere, mit denen er, nachdem diese in zwei verschiedene Regimenter eingetreten waren, meist zusammentraf, mögen den wunderlich zwischen einem Hofmeister und vertrauten Diener in der Mitte stehenden, scheuen, aber leicht gereizten kleinen Mann, wenn sie auch seines munteren und witzigen Wesens sich freuten, oft gehänselt, ihre Roheit ihn verletzt haben. Das zerstreute, bunte

*) Falck schreibt hier geradezu Friederike. Für seine vielfach abweichenden Lesarten beruft er sich auf eine Sammlung der Friederikenlieder von Lenz, deren Abschrift von dessen Freund und Seelsorger Jerzembsky er besitze. Hätte Lenz eine solche in seinen späteren Jahren wirklich gemacht, so würde sie in Bezug auf Ereignisse seiner in Deutschland verlebten Jahre ohne Bedeutung sein. Und so könnte es im besten Falle nur eine Wunderlichkeit von Lenz sein, wenn er damals Vers 7 Friederike an die Stelle von Albertine gesetzt und die Verse „Ihr stummen Bäume" (Weinhold 46) eingeschoben hätte. Es bliebe eine Fälschung, diese veränderte Fassung schon in die deutsche Zeit von Lenz zu setzen.

Leben konnte nur ungünstig auf den mit dem frühe schwärmerisch verehrten Christentum und seiner Familie zerfallenen, mittellosen Zwanzigjährigen wirken, der sich um so lieber seinen Einbildungen und Träumen überließ, als ihm die strenge Schulung regelmäßiger wissenschaftlichen Ausbildung fehlte, wie er sie von Kant hätte empfangen können, den er freilich im vorigen Jahr auf Veranlassung seiner Beförderung zur Professur im Namen der Kur- und Livländer dichterisch als genialen Lehrer der „Einfalt im Denken und Natur im Leben" gepriesen hatte, aber wenig gehört und verstanden zu haben scheint. So mußte es in seinem mit mancherlei Kenntnissen und Träumen angefüllten Kopfe wirr durcheinander gehen, wonach es nicht zu verwundern, wenn das, was er wünschte, ihm zur Wirklichkeit wurde, er zuletzt gar in Dramen die Bilder seiner Geliebten gegeneinander spuken ließ. Wie gering sein Gefühl für thatsächliche Wahrheit geworden, zeigt in erschreckender Weise sein aus dem eigenen Leben gefälschter Roman, den er „Moralische Betrachtungen eines Poeten" zu nennen wagte: hier schiebt er Goethes Schwester Cornelia Schlosser einen geheimen Liebesbriefwechsel mit sich zu, und er scheute sich nicht, diese ehrenrührige Phantasie dem Bruder zu widmen und zu überreichen. Einen angeblichen Brief Klingers an sich spielte er der Frau von Stein in die Hände; diese Fälschung habe ich mit voller Zustimmung des genauesten Kenners des Dichters von „Sturm und Drang" erwiesen und bei dieser Gelegenheit andrer Vergewaltigungen der Wahrheit gedacht.*) Schon als er nach Straßburg kam, muß die Verstörung seiner Seele begonnen haben, die sich zum Teil unter dem Schleier dichterischer Begeisterung barg; diese steigerte sich, wenn er auch zeitweise sich zusammenraffte und mit wachem Auge die Welt anschaute. Salzmann, der sein Vertrauen gewonnen, hätte gern den zu den Soldaten verschlagenen Lenz mit seinem Vater versöhnt und ihn zu einem geordneten Leben zurückgeführt, doch sträubte sich dieser gegen die ihm unerträgliche Stellung als Geistlicher, seine kalte Heimat mit dem gegen seine Kinder starren Vater schreckte ihn ab; auch machte dieser keine Miene, ihm entgegenzukommen, ihm etwa die Mittel zu einem regelmäßigen

*) Zur Goetheforschung (1891) S. 69—72.

Studium der Rechte zu verschaffen. Salzmann riet ihm, sich diesem Fache zu widmen, aber schien er auch einmal dazu geneigt, er vermochte nicht, bei einer die Wirklichkeit strengen Gesetzen unterwerfenden Wissenschaft zu verharren: weit mehr zog ihn der Soldatenstand an, ja er gewann eine dauernde Neigung zu diesem und vertiefte sich endlich in die Taktik, ja meinte selbst eine Rolle darin spielen zu können, obgleich er zu nichts weniger gemacht war.

In unsern Nachrichten über Lenz findet sich eine empfindliche Lücke seit dem Juli 1771, wo er noch mit Goethe zusammen war, bis zum Mai 1772, die mir auch Weinholds freundliche Mitteilung bestätigt; von seinem Aufenthalt im Herbst und Winter 1771 haben wir keine Kunde, doch wird er den größten Teil des Winters in Straßburg zugebracht haben. Von einer Verbindung mit Goethe zeigt sich keine Spur, ja als dieser im Oktober 1771 bei der Salzmannschen Uebungsgesellschaft eine Namenstagsfeier Shakespeares, den Lenz fast auf tolle Weise verehrte, zu erwirken suchte, wie er selbst in Frankfurt eine solche veranstaltete, da war von diesem keine Rede. Im März 1772 klagt der Hauptfreund von Lenz, der ein Jahr jüngere Jurist Ott, der Sohn des Straßburger Gymnasiallehrers und Predigers, in einer Ode an Jung, er werde auch diesen bald verlieren. Damals muß Lenz also, wie auch später zuweilen, den Vorsatz zur Rückkehr in die Heimat gehabt haben, aber, wie immer, scheute er sich vor der Ausführung.

Im Frühjahr folgte er dem jungen Baron von Kleist, da dessen Regiment nach der etwas mehr als eine Stunde von Sesenheim entfernten Festung Fort-Louis beordert wurde. Wir möchten nicht behaupten, daß ihn zu diesem Entschluß die Nähe der reizenden Pfarrerstochter mit bestimmt habe, die, wie er von Salzmann wußte, Goethe so bezaubert hatte. Jedenfalls hatte er sich, als er auf Einladung des Pfarrers, den er zu Fort-Louis kennen gelernt hatte, mit dem Baron dessen Haus besuchte, oder als er Friederiken kennen gelernt, die Komödie in den Kopf gesetzt, Goethes Nachfolger zu werden, obgleich er völlig aussichtslos war und der Abstand seiner kleinen, zappelnden Person von Goethes Zauber in Gestalt und Wesen so ungeheuer war. Seine Briefe an Salzmann geben von dieser abenteuerlichen Liebesgeschichte die sicherste Kunde, nur darf man sie nicht bloß obenhin lesen, sondern

muß in ihren Geist eindringen, ihre wunderlichen Wendungen verfolgen und sich Lenzens Wesen dabei gegenwärtig halten.*)

Der erste, vom 3. Juni, soll den Straßburger Mentor (er nennt ihn Sokrates, sich Alcibiades) an die Wahrheit seiner glücklichen Liebe glauben machen, wie wunderbar sie auch scheine und wie sehr er sich auch schämen müsse, nach seinen ihm gelobten guten Absichten diese Thorheit zu gestehen. Der Brief ist zu seinem Zwecke wohl berechnet und künstlich aufgebaut. Von seinem gleich anfangs gegebenen Versprechen, sich kurz zu fassen und das Herz sprechen zu lassen, thut er das gerade Gegenteil: durch Umschweife sucht er die Aufmerksamkeit zu spannen. „Ich bin wieder in Fort-Louis nach einigen Diversionen, die meine kleine Existenz hier auf dem Lande herum gemacht hat. Ob ich mein Herz auch herumgeführt habe —". Mit einem seine Verlegenheit bezeichnen sollenden merkwürdigen Hereinfallen in die Erzählung fährt er unmittelbar darauf fort: „Ich habe die guten Mädchen von Ihnen gegrüßt; sie lassen Ihnen ihre ganze Hochachtung und Ergebenheit versichern. Es war ein Mädchen, das sich vorzüglich freute, daß ich so glücklich wäre, Ihre Freundschaft zu haben." Er hatte sich also auf seine Freundschaft, aber auch wohl auf seine Bekanntschaft mit Goethe, berufen. Wußte er vielleicht auch von der Sendung der Kupferstichhefte? Er stellt sich darauf so verschämt, daß er nichts weiter sagen könne, will dies auf seinen nächsten Besuch verschieben, den er nach vierzehn Tagen in Straßburg machen werde. Nach einer wahrscheinlich zu seinem Zweck erfundenen Unterbrechung durch Offiziere, die ihn auf seine jetzige Neigung zur Einsamkeit führt (diese soll wohl die Stimmung des Verliebten andeuten) nimmt er einen neuen Anlauf, sofort das eben verschobene Geständnis zu machen. „Was werden Sie von mir denken, mein teuerster Freund? Was für Mutmaßungen?" Und nun entschuldigt er sich auf abgeschmackt gezierte Weise mit seiner Jugend als der Zeit der Leidenschaften und Thorheiten und hofft auf Salzmanns Hilfe, aber das Gefühl der Furcht nimmt überhand. Doch rückt er dem Geständnis seiner Liebe immer näher. „Was ist der

*) Die tolle Fälschung des ganzen Verhältnisses, welche Falck beliebt hat, im einzelnen zurückzuweisen, hieße Zeit und Mühe verschwenden.

Mensch? Ich erinnere mich noch wohl, daß ich zu gewissen Zeiten stolz einen gewissen G. tadelte und mich mit meiner sittsamen Weise innerlich brüstete, wie ein welscher Hahn, als Sie mir etwas von seinen Thorheiten erzählten. Der Himmel und mein Gewissen strafen mich dafür." So ist er glücklich auf Goethe gekommen, dessen Nachfolger er geworden. Er hat ganz recht, wenn er weiter bemerkt, nun habe er schon zu viel gesagt, als daß er nicht noch mehr sagen sollte. Doch der bis zur Lächerlichkeit verschämte Liebhaber will jetzt das weitere wieder bis auf seinen Straßburger Besuch verschieben. Dabei ergeht er sich in den tollsten Redensarten, der Furcht, daß die Buchstaben erröten, das Papier zu reden anfangen möchte, der Beschwörung, der Freund möge den Brief vor der ganzen Welt, vor sich und vor Lenz selbst verbergen, dem Wunsche, ihm alles sagen zu können, ohne zu reden, dem Bekenntnis, er sei boshaft auf sich selber, melancholisch über sein Schicksal, ja er „wünschte von ganzem Herzen zu sterben". Wer nicht fühlt, daß dies alles Schauspielerei, der muß den Ausdruck der offenen Wahrheit nicht kennen. Und die weitere Mitteilung des Geheimnisses ist ebenso toll, in der Hauptsache ebenso unwahr.

„Den Sonntag [den 31. Mai] waren wir [er mit dem Baron] in Sef.[enheim]; den Montag frühe ging ich wieder hin und machte in der Gesellschaft des guten Landpriesters und seiner Tochter eine Reise nach Lichtenau [zum Amtmann Schübler]. Wir kamen den Abend um 10 Uhr nach S. zurück, diesen und den folgenden Tag blieb ich dort." Wiederum will er verschämt stocken. „Nun haben Sie genug. Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre; ich war dort ein andrer Mensch, als ich hier bin; alles, was ich geredt und gethan, hab' ich im Traume gethan." So umgeht er die weitere Erzählung, doch nur, um sogleich, wie gelegentlich, zu ihr zurückzukehren. „Heute reiset Mad. Brion mit ihren beiden [älteren] Töchtern nach Saarbrücken zu ihrem Bruder auf vierzehn Tage, und wird vielleicht ein Mädchen da lassen, das ich wünschte nie gesehen zu haben. [Ein seltsamer Liebhaber!] Sie hat mir aber bei allen Mächten der L— [das Nichtausschreiben des Wortes ist wieder ein tolles Zeichen der Verschämtheit] geschworen, nicht da zu bleiben." Der

Liebesschwur ist Flunkerei; das, was er sich vorstellt, hält er für wirklich, bindet es sich selbst auf und will es Salzmann weis machen. Wir werden später von Lenz selbst hören, daß er Friederiken noch nicht seine Liebe gestanden. Wie könnte auch diese, der die Liebe bei Goethe so tiefe Schmerzen gemacht und die ihn, was uns Lenz selbst später berichtet, noch immer im Herzen trägt, sich nach drei Tagen einem solchen aussichtslosen Laffen in die Arme geworfen haben! Und trotz des gegenseitigen Liebesschwures wünscht er Friederiken nie gesehen zu haben! Hieran schließt sich die Klage, daß er an demselben Tage, wo sie von Saarbrücken zurückkomme, vielleicht mit dem Baron nach Straßburg müsse. „Also einen Monat getrennt, vielleicht mehr, vielleicht auf immer!" Doch glücklich erinnert er sich jetzt, daß „sie sich geschworen, sich nie zu trennen". Nach andern leeren Redensarten, unter denen die Rodomontade, er möchte sich selbst umbringen, wenn das nicht etwas Böses wäre, kommt noch die leere Versicherung: „Ich bin nicht schuld an allen diesen Begebenheiten: ich bin kein Verführer, aber auch kein Verführter. Ich habe mich leidend verhalten, der Himmel ist schuld daran; der mag sie auch zum Ende bringen." Und nach dieser frivolen Selbstlossprechung wirft er sich dem Aktuarius in die Arme als sein „melancholischer Lenz". Froitzheim schwört natürlich auf die Wahrheit dieser Gascognade des schauspielernden Lenz, dem Frauenehre und Wahrheit Spielbälle der Eitelkeit und Träumerei waren — und fast ist es zu verwundern, daß er Friederiken nicht auch durch Lenz verführen läßt, nachdem er so sichere Beweise für ihr gleiches Vergehen mit Goethe und Reinbolt sich eingebildet hat. Zolling, der an Goethes Schuld zu glauben sich hat verleiten lassen, hält wenigstens Friederiken, aus der er ohne irgend einen Grund eine heiratssüchtige Netzstellerin macht, für zu klug, als daß sie dem keine Gewähr für sichere Versorgung bietenden Privatlehrer und ehemaligen Theologen [aber in Wirklichkeit war er damals Offiziersbegleiter] sogleich ewige Liebe zu schwören vermocht hätte. Friederike war nicht nur, wie Eltern und Geschwister, leutselig gegen alle, sondern sie empfing die Gäste des Hauses mit gewinnender Freundlichkeit, und ihr heller, mit reiner Empfindung und reizender Heiterkeit verbundener Verstand und die Selbständigkeit ihres Wesens zogen alle an,

wenn auch der Schmerz um den Verlust des Einzigen einen Schleier über ihre Seele geworfen hatte, ja sie verfehlte nicht, die Besuchenden zur Wiederholung des Besuches einzuladen; denn diesen Zug in Goethes Schilderung möchte man wohl für echt halten dürfen. Lenz nahm in seiner Ueberspannung und im Dünkel, Goethe ihr zu ersetzen, ihre Artigkeit für Herzensneigung, und der in seinen Träumen Lebende steigerte sie zum Schwur ewiger Treue. Man hat den gemeinen Ausdruck „in jede Schürze verliebt sein" auf ihn mit Unrecht angewandt; nur eine phantastische Liebe war seine Sache, ihm fehlte, wie innige Herzlichkeit, so auch warme Sinnlichkeit, seine Stärke war die Einbildungskraft. Etwas Besonderes muß ihn zu jener Königsberger Albertine gezogen haben (man könnte vermuten, er habe sie im Hause kennen gelernt, wo er eine kurze Zeit Hofmeister war), Friederike zog ihn als Geliebte Goethes an; später verliebte er sich wirklich in Klephchen, nachdem er sie anfangs bloß vor dem Bruder ihres Verlobten hatte bewahren wollen; dann war gar Schlossers Gattin das Wolkengebilde seiner Liebe, zuletzt die noch nicht gesehene adlige Dame.

Was wir eben behauptet haben, wird vollauf durch die Art bestätigt, wie Salzmann die Schauspielerei von Lenz aufnahm, was wir aus der Erwiderung von Lenz auf seine Antwort sehen. „Schmerzhaft genug war der Verband, den Sie um meine Wunde legen", schrieb Lenz am 10. Juni. „Mich auszulachen — mich auszulachen — ich muß mitlachen, und doch fängt meine Wunde nur heftiger an zu brennen". Deutlicher kann nichts sein, als daß Salzmann ihn wegen seines abenteuerlich ausgekramten Geheimnisses auslachte, das nur eine seiner beliebten Einbildungen sei. Dabei hatte er auf die Unmöglichkeit hingewiesen, daß Friederike, die so viel durch die Liebe zu Goethe gelitten, die so unauflöslich an ihm gehangen hatte, sich sogleich ihm an den Hals geworfen habe. Was macht aber Froitzheims Handumdrehen aus dem „Auslachen"?*) Salzmann spiele hier ein wenig den Mephisto;

*) Hier wenigstens ist Falck genauer. Salzmann, bemerkt er, habe Lenz „geradezu ausgelacht, ins Blaue heiraten zu wollen". Aber um das Heiraten handelte es sich zunächst nicht, dagegen mußte das tolle Renommieren, ein Mädchen, wie Friederike, die er nach dem, was ihm Goethe

zum vollen Mephisto fehle ihm freilich die Kraft: während er früher Goethes Liebe getadelt, schütte er über den leicht entzündlichen Lenz die Schale des Spottes aus. Als ob dies ein Widerspruch, als ob beides auch nur miteinander zu vergleichen wäre! Wir sahen, daß der Aktuarius Goethe auf die Unmöglichkeit einer Verbindung mit Friederiken hinwies, während er das Geheimnis von Lenz für eine Einbildung erklärte. Davon sagt Froitzheim kein Wort, deutet auch nicht an, worüber denn Salzmann eigentlich gespottet, sondern meint nur, über die beiden Mädchen müsse er sich abfällig geäußert haben. Aber wenn Lenz sich so ausdrückt, als ob Salzmann das ihm gemeldete Verhalten der beiden Mädchen (eigentlich handelte es sich doch nur um Friederiken) getadelt habe, so ist das der gewöhnliche Kunstgriff, wo man eine entgegengehaltene Wahrheit nicht widerlegen kann: man schiebt dieser etwas unter, das man leicht abzufertigen vermag. Gegen die Mädchen hatte dieser gar nichts bemerkt, nur den Bericht, Friederike habe ihm ewige Treue geschworen, für unglaublich, für eine bloße Einbildung erklärt. Wundern muß man sich, wie Zolling, in Anlehnung an Froitzheim, sich zur Behauptung verirren konnte: „Es geht klar daraus [aus dem Briefe vom 10. Juni] hervor, daß Salzmann den Livländer vor Friederiken gewarnt hatte, die noch im vorigen Sommer Goethe geliebt und sich jetzt in derselben Laube an ihn geschmiegt hatte. Vielleicht hatte er ihr noch Schlimmeres nachgesagt und sie zu entlarven gedroht." Von der Laube hatte Lenz bis dahin Salzmann noch nicht gesprochen; das that er erst im folgenden Briefe. Wir müssen es als thatsächliche Fälschung abweisen, wenn man trotz des „Auslachens" behauptet, Salzmann habe an die Erzählung von Lenz geglaubt.

Aber Salzmanns Mahnung, der Liebesschwur sei eine reine Phantasie, wirkte so wenig auf Lenz, daß er seine selbstgefällige Verleumdung Friederikens mit Benutzung sagenhafter und geschichtlicher Züge abenteuerlich steigerte. „Es ist mir wie Pygmalion ergangen," wagt er zu schreiben. „Ich hatte mir zu einer ge-

---

vertraut hatte, einem so weit unter diesem stehenden aussichtslosen Fremden sofort ewige Treue geschworen, und daß er dieses so wunderlich Salzmann aufbinden wollte, dessen Spott erregen.

wissen Absicht in meiner Phantasie ein Mädchen geschaffen [wohl zu einer Dichtung, wenn es anders wahr ist], ich sah mich um und die gütige Natur hatte mir ein Ideal lebendig an die Seite gesetzt. Es ging uns beiden wie Cäsarn: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Grade wuchs unsre Vertraulichkeit — und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich." Die alberne Benutzung des Cäsarischen Wortes von beiden Liebenden kann man Lenz verzeihen, aber daß er bei einer dreitägigen Bekanntschaft in solcher Weise von unmerklichen Graden und zugleich von augenblicklichem Siege spricht, ist doch gar zu toll. Wenn er sich nächstens zu Straßburg in Salzmanns Kur begeben will, so konnte dieser wenig davon hoffen, besonders da er die Erzählung des Liebesgeständnisses mit dem Zusatze vollendet: „Den Tag vor [so muß es offenbar statt „nach" heißen, wie ich längst bemerkt habe] meinem letzten Briefe an Sie ging ich zu ihr. Wir haben den Abend allein in der Laube zugebracht. Die bescheidene Schwester unterbrach uns nur selten, und das allezeit mit einer so liebenswürdigen Schalkheit." Auch dieses glauben Froitzheim und Zolling, obgleich sie überzeugt sind, daß Friederike am Anfange des Jahres mit einem Kinde von Goethe niedergekommen sei! Statt Salzmanns Unglauben an den Liebesschwur zu widerlegen, schiebt Lenz ihm den Unsinn unter, er wolle „mit gewaffneter Hand auf die Mädchen losgehen, wie Herkules auf seine Ungeheuer". Nach diesem wunderlichen mythologischen Scherze versucht er es weiter mit nichtiger Schmeichelei. „Die freundschaftlichen Mädchen haben fast geweint für Verlangen, Sie kennen zu lernen... Nein, Sie müssen sie kennen lernen, und ihre Blicke allein werden Sie entwaffnen." Die schale Verteidigung zeigt, wie schlecht es um den Liebesschwur steht, über den Salzmann ihn ausgelacht hatte. Dieser war nach der Art, wie Friederike Goethe frei gegeben hatte, vollkommen überzeugt, daß diese ein vortreffliches Mädchen sei; schon deshalb mußte er, wäre ihm auch die Lenzische Unzuverlässigkeit nicht bekannt gewesen, seine Versicherung für eine Einbildung halten, die bald sich in der Luft zerstieben werde, mochte sie auch noch einige Zeit vor ihm gaukeln. Doch Lenz wollte ihm auch zu verstehen geben, der Vater selbst billige diese Liebe. Darum fügte er noch hinzu: „Gestern ist der Landprediger bei mir zu Gast gewesen. Er ist

ein Fieldingscher Charakter. [Lenz las damals die von Salzmann geliehene deutsche Uebersetzung von Fieldings „Tom Jones".] Jeder andre würde in seiner Gesellschaft Langeweile gefunden haben, ich habe mich recht sehr darin amüsiert; denn ein Auge, womit ich ihn ansah, war poetisch, das andre verliebt. Er läßt sein Leben für mich und ich für seine Tochter." Die letztere „Ausdrucksweise" findet Froitzheim frivol gefärbt, um daraus zu schließen, Salzmann habe Frivolitäten geliebt! Ich finde sie so wenig frivol, daß sie eine ganz gangbare ist. Dagegen ist die Aeußerung selbst so herbeigezogen und leer wie möglich. Lenz scheint Froitzheim fast angesteckt zu haben, so daß er alles für wahr hält, was er sich einbildet.

Als Lenz bald darauf einige Tage in Straßburg war, suchte Salzmann vergeblich ihm seine Einbildung auszureden und ihn zu mahnen, sich solchen leidenschaftlichen Träumen nicht hinzugeben, dagegen lehnte er seine Aufforderung nicht ab, sich mit dem Rechtsstudium zu befassen. Viel unterhielten sie sich über philosophische und sittliche Gegenstände, worüber Lenz leicht radotieren konnte. Im ersten Briefe nach der Rückkehr, am 28., meldete er, daß er von eigenen und fremden, vernünftigen und leidenschaftlichen, philosophischen und poetischen Sorgen und Geschäften zerteilt sei. Natürlich eilt er möglichst rasch nach Sesenheim, da die Reisenden schon am 17. von Saarbrücken zurückgekommen waren. Friederike wird ihn artig, wie immer, aufgenommen haben, aber von einer Neigung war keine Spur. Lenz dürfte schon damals Goethes Briefe und Gedichte an sie zu erhaschen gesucht haben, wodurch er dieser verdächtig wurde, wie Friederike sieben Jahre später Goethe mitteilte. An Salzmann schrieb er damals: seine weisen Lehren hätten gefruchtet, seine Leidenschaft habe sich so ziemlich vernünftig aufgeführt, wenn sie auch Leidenschaft bleibe; sie lasse ihn geruhig zu Hause seinen centrischen und excentrischen Geschäften nachhängen. Aber wie es mit seiner Liebe stehe, verschweigt er, wohl nicht, weil Salzmann diese mißbilligt, sondern weil er ihm nicht glaubt und er selbst verstimmt ist, daß Friederike jetzt zurückhaltender geworden. Er bringt es nur zu der Frage: „Ist es Trägheit oder Gewissensangst [daß er nichts von den Heimlichkeiten der Liebe verraten dürfe], die mir die Hand zu Blei macht, wenn ich Ihnen die

kleinen Scenen abschildern will, in denen ich und eine andre Person die einzigen Akteurs sind," und zu dem launigen, gerade nicht von feuriger Liebe zeugenden Schlusse: „Die beiden guten Landnymphen lassen Sie mit einem tiefen Knicks grüßen." Das Einbildungsfieber hatte sich abgekühlt und Friederike, die früher durch seine kindliche Treuherzigkeit angezogen worden war, hatte Verdacht gegen ihn geschöpft, war auch wohl durch die leidenschaftliche Ueberspannung des zappelnden Genies zurückgeschreckt. Von Gedichten an sie findet sich keine Spur: denn wer wird Falck glauben, daß die sechs Verse: „Liebe! sollte deine Pein", an Friederiken gerichtet seien! Weinhold bezieht sie mit Recht (27) auf Klephchen.

Was zwischen diesem und dem nächsten, einen ganzen Monat später fallenden Brief vom 29. Juli geschah, können wir nur vermuten. Wahrscheinlich waren seine Besuche seltener geworden, da er sich nicht warm genug aufgenommen fühlte: aber jetzt, bei der Aussicht, bald von Fort-Louis scheiden zu müssen, hatte seine Einbildung von Friederikens Liebe einen neuen Anlauf genommen. Der jubelnde Anfang des Briefes: „Ich umarme Sie mit hüpfendem Herzen und heiterer Stirne, um Ihnen eine Art von Lebewohl zu sagen", hat etwas Verzweifeltes. Sofort faßt er sich, um zu bemerken: „Einige Stunden näher oder ferner machen für den Liebhaber erschrecklich viel, für den Freund aber nichts." Die auffallende Verwirrung, daß er noch gar nicht bemerkt, wohin er geht, ist wohl absichtlich. Was er darauf von Sesenheim sagt, dürfte wohl darauf deuten, daß es damit ziemlich zu Ende war; sonst würde er sich kaum mit der Bemerkung begnügt haben, beim nächsten Besuche werde er ihm viel, sehr viel zu erzählen haben, das er jetzt nicht mehr der Feder anvertrauen könne (weil er keine Zeit hat?), „Auftritte zu schildern, die weit rührender sind als alles, was ich jemals im stande wäre zu erdichten, Auftritte, die, wenn Sie auch zugesehen haben würden, Sie selbst noch (einen Sokrates) zu weinen würden gemacht haben. Noch ist meine Seele krank davon." Wäre diese davon erfüllt gewesen, so würde er nicht mit einer so herzlich matten Bezeichnung sie abgethan haben. Erst darauf hört Salzmann, wohin der noch immer, wie es scheinen soll, hoffnungsvolle Liebhaber gehen muß. „Ich werde

noch vor meiner Abreise einmal aus Fort-Louis an Sie schreiben, und alsdann aus Landau sogleich nach meiner Ankunft. Mein Studium [des Rechts, das er Salzmann versprochen hatte] steht jetzt still. Der Sturm der Leidenschaft [ist] zu heftig. Ich wünsche mich fort von hier; alsdann, hoffe ich, wird er sich wieder kümmerlich legen. In Landau will ich, so viel es mein zur andern Natur gewordenes Lieblingsstudium [die sogenannten schönen Wissenschaften, besonders eigene Dichtung] erlaubt, das Jus eifrig fortsetzen."

Der Schluß ist erst zu Sesenheim geschrieben, wo er den Brief dem Boten übergab, der am folgenden Tage (einem Donnerstag) nach Straßburg ging. Man kann zweifeln, ob er mit Absicht über Lichtenau nach Sesenheim gegangen oder es ihn von ersterem Orte plötzlich weggetrieben. Lenz schließt: „Heute komme ich von Lichtenau aus einer sehr vergnügten Gesellschaft, in welcher ich vielleicht allein die Larve war. Ich will meinen Brief an Sie zu Ende bringen, ich erwarte heute abend noch einen Gnadenstoß." Der Gnadenstoß kann nichts andres sein als die Ablehnung seines Liebesantrags, da er die Annahme desselben kaum zu hoffen wagt: denn an einen wirklichen Heiratsantrag zu denken, konnte auch ein Lenz bei all seiner Einbildungskraft nicht wagen, und hätte Friederike, die ihm ewige Treue geschworen haben sollte, diesen für jetzt abgelehnt, es wäre kein „Gnadenstoß" gewesen, ihre Liebe wäre ihm geblieben, und er durfte hoffen, sie werde, wenn er eine auskömmliche Stelle erhalte, ihm zu folgen bereit sein. Daraus ergibt sich denn, daß der am 3. Juni Salzmann versicherte, später aufrecht gehaltene ewige Liebesschwur eine Flunkerei war. Die Bedeutung dieser Stelle haben die Ankläger Friederikens stillschweigend übergangen, wenn sie auch die ganze Aeußerung aus Sesenheim anführen, um deren Schluß zu mißbrauchen. Dieser lautet: „O lassen Sie mich mein beschwertes Herz an Ihrem Busen entladen. Es ist mir Wollust, zu denken, daß Sie nicht ungerührt bei meinem Leiden sind, obschon es Ihnen noch unbekannt ist. [Auch noch nach Lesung des Briefes; er deutet ihm nur an, daß außer der Trennung noch etwas andres ihn schmerze.] Denn Trennung ist nicht die einzige Ursache meines Schmerzes." Hier klammert sich nun Froitzheim an. Lenz sei von seiner Liebe wahrscheinlich dadurch geheilt worden, daß Friederike ihm

gegründeten Anlaß zur Eifersucht gegeben, einen andern Geliebten bevorzugt habe, was dann in gehässiger Weise auf eine „starke Vertraulichkeit" gedeutet wird. Böswilliger kann man eine offenbare Aeußerung nicht mißdeuten. Lenz fürchtet, daß Friederike seine Liebe ablehnen werde, weil sie einen andern liebe; nicht bloß die Trennung, auch die Eifersucht auf die Liebe eines andern schmerzt ihn. Dieser andre, dem ihr Herz treu blieb, ist Goethe, wie Lenz, wenn Friederike es nicht ausdrücklich gesagt hat, aus allem schließen mußte, wohl besonders aus der Art, wie sie Goethes Briefe, Gedichte und Andenken heilig hielt, sein Bild in ihrem Zimmer ihre Augen- und Herzensweide war. Auch Zollings Behauptung, Lenz schreibe an Salzmann, die Ursache seines Bruches mit Friederiken sei Eifersucht, ist eine grobe Unwahrheit. Reine Renommisterei war der Liebesschwur, sein wirklicher späterer Liebesantrag wurde von Friederiken, in deren Herzen Goethe noch lebte, abgewiesen. Alles, was man gegen Friederiken in ihrer Beziehung zu Lenz aus dessen Briefen vorgebracht, prallt als unverantwortliche Entstellung ab. Die Eifersucht auf Goethe spukt auch noch in späteren Jahren in den wirren Träumen seines verstörten Geistes.

Merkwürdig ist es, daß Lenz diesen Brief dem Boten gab, noch ehe die gefürchtete Entscheidung gefallen war; er sah wohl voraus, daß er dann unfähig sein werde, dies zu melden, da ihn die Verzweiflung sofort nach Fort-Louis zurücktreiben würde. Und daß dieses geschehen sei, dafür spricht der nächste Brief. Der Aufenthalt des Regiments in Fort-Louis dauerte noch einen ganzen Monat. In einem weiteren Briefe an Salzmann, dessen Datierung vom „5., 6. oder 10. August" (diese Tage fielen auf einen Dienstag, einen Mittwoch und einen Montag) absichtlich oder unabsichtlich seine Verwirrung andeutet, ist von Sesenheim keine Rede, vielmehr macht er nach dem Berichte, er sei aus der „Gesellschaft dreier lieben Mädchen und einer schönen, schönen Frau" gekommen, Salzmann das Bekenntnis, das Fleisch sei schwach, die Liebe lasse sich nicht auswurzeln. Er hatte sich also schon getröstet. Unter andrem bemerkt er: „Ich muß doch Jurist werden." Augenblicklich war es ihm klar geworden, daß er, wozu Salzmann ihn stets gedrängt, ins thätige Leben übertreten müsse; aber, wie

immer, fehlte ihm die Kraft zur Ausführung, das Schlendern und Träumen und der Dichterdrang überwogen.

Aber ehe er wirklich mit dem Baron Fort-Louis verließ, konnte er es, obwohl seine Liebe zurückgewiesen worden, doch nicht unterlassen, sich von Sesenheim zu verabschieden. Dorthin trieb es ihn am 29. August, einem Sonnabend, an welchem natürlich der Pfarrer mit seinen Sonntagspredigten beschäftigt war. Nachmittags „karessierte" er, wie er an Salzmann schrieb, was nur ein launiger Ausdruck für die Unterhaltung mit den Mädchen sein soll, die wohl durch seine Erscheinung nicht gar zu freudig überrascht wurden. Ziemlich spät abends ging er nach Fort-Louis zurück. Der Bericht an Salzmann vom 1. September lautet: „Das Thor [der Festung] zu gefunden; zurückgegangen; den Pfarrer am Essen unruhig gefunden, daß er so viel zu thun habe; mich angeboten. Bis 4 Uhr in der Laube gesessen; mich von meinen Fatiguen erholt; eingeschlafen. Den Morgen eine Bibel und eine Konkordanz zur Hand genommen und um 9 Uhr vor einer zahlreichen Gemeine, vor vier artigen Mädchen, einem Baron und einem Pfarrer gepredigt. Mein Text [der vorgeschriebene dieses Sonntags] war das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner und mein Thema die schädlichen Folgen des Hochmuts. Die ganze Predigt war ein Impromptu, das gut genug ausfiel." Wir möchten nicht alle Einzelheiten dieses selbstgefälligen Berichtes verbürgen. Seltsam ist das nächtliche Sitzen in der Laube, wobei man fast daran denken könnte, Lenz habe beabsichtigt, Salzmann zum Glauben zu verleiten, die Mädchen seien bei ihm gewesen. Ueber besondere Freundlichkeit der Frauenzimmer an diesem Sonntag berichtet er nichts, doch mögen diese wohl die Artigkeit gehabt haben, ihn einzuladen, sich noch einmal vor seinem Abschiede sehen zu lassen, was er denn auch that. In dem angeführten Briefe heißt es weiter: „Ich gehe jetzt nach Sesenheim hinaus, um den letzten Tag recht vergnügt dort zuzubringen." Wie leid es ihm thue, Friederiken entsagen zu müssen, malt er dem Straßburger Freunde, der seine Phantasien kannte, schauspielerisch aus. „Recht vergnügt! — Nicht wahr, Sie lächeln über meine Platonische Sprache, mittlerweile mein Herz mit dem Ritter Amadis oder — was weiß ich, wie der Liebhaber der Banise hieß [Balacin in des alten

v. Ziegler schaurigem Roman von der „Asiatischen Banise“] — von nichts als Flammen, Dolchen, Pfeilen und Wunden deklamiert. Was soll ich sagen? Ich schäme mich meiner Empfindungen nicht, wenn sie gleich nicht allezeit mit festem Schritt hinter der Vernunft hergehen. O! und Salzmann bedauert mich.“ Ja, freilich in andrem Sinne, als der tolle Schwärmer es sich dachte. Unmittelbar darauf meldet er, daß er den von Salzmann ihm geliehenen Heineccius (eines der Lehrbücher des berühmten Leipziger Juristen, der anfangs Theologie studiert hatte) mit nach Landau nehme; auch habe er Friederiken dessen beide ersten Teile von Fieldings „Tom Jones“ geliehen, und ihr versichert, sie dürfe diese noch einige Zeit behalten, ja Salzmann werde ihr auch die folgenden mit Vergnügen leihen. Wann das geschehen sei, erraten wir nicht, und es wäre möglich, daß er ihr erst jetzt die beiden ersten Teile überbringen wollte, um sich gefällig zu erweisen. Dachte er vielleicht auch durch das Bild des großmütigen, offenherzigen, wackeren, aber äußerst leichtsinnigen Helden und dessen so innige wie starke Liebe der fein und tief fühlenden Friederike lebendigere Teilnahme an seiner Person zu erwecken? Ueber diese letzte Zusammenkunft fehlt uns jeder Bericht. Friederike entließ ihn wohl freundlich, in der Hoffnung, daß er sie bald vergessen werde, wogegen Lenz an dem mit ihr erträumten Glücke noch festhielt und sich versprach, nicht nachlassen zu wollen, bis er sich eine feste Stellung errungen und dadurch Ansprüche auf ihre Hand erworben habe. Aber eben die Kraft, einen gefaßten Entschluß mit anhaltendem Mute durchzusetzen, war ihm nicht verliehen.

Am 2. September zogen sie von Fort-Louis nach Weißenburg. Abends schrieb Lenz wieder einmal an seinen Vater, wobei er auch Heiratsgedanken äußerte. Aus den von Landau an Salzmann gemachten Mitteilungen ersehen wir, daß ihm neben der juristischen Laufbahn auch die Stellung als Theaterdichter vorschwebte. Er hatte eine Tragödie vollendet und wollte es, wie er Salzmann erklärte, bei diesem ersten Versuch nicht bewenden lassen; denn er „fühle sich darin“. Bei aller scheinbaren Lustigkeit habe er mehr als je eine tragische Stimmung, aber auch von einer sanften Melancholie sprach er, doch sei er gewiß, daß auch diese sich einst in reine und dauerhafte Freude auflösen werde. Wenn er, wie er berichtet,

einen Brief an Salzmann verbrannt hat, weil er darin geschwärmt, so deutet das auf den Traum seines künftigen Glückes mit Friederiken. Jeder Gedanke an eine Verführung derselben durch Goethe oder einen andern Liebhaber liegt ihm unendlich fern, sein letzter Gedanke ist bei allem Friederike. Im Oktober schrieb er seinem Sokrates, sein Seele sei in Landau zu einem Entschlusse ausgewickelt, dem alle seine Vorstellungen, ja die Vorstellungen der ganzen Welt vielleicht keine andre Falte geben könnten, wenn er ihn anders vor der Ausführung irgend einem Menschen mitteilen werde. Darunter kann nur der Plan verstanden sein, sich Anspruch auf die Hand der Geliebten zu erwerben. Dieses Entschlusses wegen möge Salzmann ihm nicht seine Freundschaft entziehen; jeder müsse ja dem Drange seiner Natur folgen. Auf ganz tolle Weise verrät er darauf Salzmann sein mystisches Geheimnis, wenigstens das, was dieser natürlich geahnt hatte, daß es sich um Friederiken handle. Diese hatte damals von Straßburg aus an ihn geschrieben, wahrscheinlich um ihm den am 1. Oktober eingetretenen Tod ihrer verheirateten Schwester zu melden. Daß diese ihm geschrieben, teilte er Salzmann mit, und welche Freude sie gehabt, als sie Salzmann am Fenster gesehen; dadurch sei sie ermutigt worden, diesen um die beiden folgenden Bände Fieldings bei Rücksendung der ersten zu bitten, aber sie wünsche, er (Lenz) möge die Dreistigkeit bei seinem Freunde entschuldigen. Unmittelbar darauf fährt er fort: „Ist das nicht ein gutes Mädchen? Und doch muß ich meinen Entschluß vor Ihnen verbergen. — Was ist das für ein Zusammenhang? Ein trauriger!“ Salzmann hätte wenig Scharfsinn und wenig Kenntnis von Lenz haben müssen, um diesen Zusammenhang nicht zu finden. Aber Lenz wollte ihm die Sache nicht geradezu sagen, damit er ihm darüber nicht den Kopf wasche, was er freilich verständigerweise nicht zu fürchten hatte, da dieser wußte, Lenz sei eben unheilbar. Im Briefe heißt es dann weiter: „Ich bin dazu bestimmt, mir selbst das Leben traurig zu machen — — aber ich weiß, daß, so sehr ich mir jetzt die Finger am Dorne zerritze, daß ich doch einmal eine Rose brechen werde“. Der Ausdruck deutet auf das Sprichwort: „Keine Rose ohne Dornen“. Das Zerritzen bezieht sich auf die Schmerzen und Mühen, die er bestehen muß, um in den Besitz der Geliebten zu gelangen, die

ihm den reichsten Ersatz für alles bieten werde. Aehnlich heißt es in einem späteren Gedicht an die Liebe: „Wenn ich deinen Dornen blute, wird bei dir [der Geliebten] mir wohl zu Mute." Eine Anspielung auf das Volkslied vom Röslein auf der Heide wäre auch dann ausgeschlossen, wenn sich erweisen ließe, daß Lenz dieses gekannt; denn jenes spricht von den Schmerzen, welche das Röschen ihm beim Abwehren bereitet. Geradezu toll und abscheulich sagt Froitzheim, die Aeußerung sei ironisch gefärbt durch die unverkennbare Anspielung auf Goethes „Heidenröslein"; denn Lenz sei nach seinen eigenen Erlebnissen nicht mehr zweifelhaft gewesen über das Verhältnis Goethes zu Friederiken, d. h. daß er diese verführt habe. Abgesehen davon, daß nicht die geringste Spur zu entdecken, das Lied sei so früh entstanden und Lenz bekannt geworden, ist ja hier von keinem andern als dem Röschen und Lenz die Rede. Die ironische Färbung ist blühender Unsinn. Schließlich gibt er das Versprechen, nächstens, wenn er mit dem Baron nach Straßburg komme, werde er ihm die Schlüssel zu allem geben, was wenigstens in Bezug auf die trotz allem beabsichtigte Verbindung mit Friederiken ganz unnötig war.

Als er wirklich nach Straßburg kam, wo er sehr heftige Briefe seines Vaters vorfand, wird Salzmann in allem Ernste ihm geraten haben, die Gedanken an Friederiken fahren zu lassen und sich zu einem ihm Aussicht bietenden Fache vorzubereiten, ja es kam auch wohl die Rückkehr zur Heimat in Betracht. Wir wissen nur, daß Lenz, ohne Abschied von Salzmann zu nehmen, Straßburg verließ und auch von Landau aus einige Zeit stumm gegen ihn blieb. Als er sich endlich zu einem Briefe an ihn aufraffte, schrieb er: „Ihre weisen Ratschläge über einen gewissen Artikel meines Herzens fang' ich an mit Ernst in Ausübung zu setzen, allein eine Wunde heilt allemal langsamer, als sie geschlagen wird. Und wenn ich die Leidenschaft überwinde, wird doch der stille Wunsch ewig nicht aus dem Herzen gereutet werden, mein Glück, wenn ich irgend eines auf dieser kleinen Kugel erwarten kann, mit einer Person zu teilen, die es mir allein wird reizend und wünschenswert machen können." Auch diese von Froitzheim unterschlagene Aeußerung zeigt, daß Lenz von einer Verführung Friederikens nichts wußte; denn auch ihm konnte es bei aller Verschrobenheit

nicht einfallen, eine von Goethe Verführte heimzuführen. Aber eine Fachwissenschaft hatte er noch immer nicht ergriffen. Kurze Zeit hatte ihn die Geschichte der Kunst angezogen, aber ihn schreckte „der Nebel der Gelehrsamkeit", der selbst „den gesetzten und edlen Flug" von Winckelmanns großem Geiste niedergeschlagen habe. „In der Jurisprudenz hab' ich nur noch eine kleine Saite in meiner Seele aufgezogen, und die gibt verhenkert leisen Ton. Der waltende Himmel mag wissen, in was für eine Form er mich zuletzt noch gießt und was für Münze er auf mich prägt. Der Mensch ist mit freien Händen und Füßen dennoch nur ein tändelndes Kind, wenn er von dem großen Werkmeister, der die Weltuhr in seiner Hand hat, nicht auf ein Plätzchen hingestellt wird, wo er ein paar Räder neben sich in Bewegung setzen kann." So wenig traut er seiner eigenen Willenskraft.

Wenn auch nicht beweisend für den wirklichen Verlauf, doch anziehend und selbst für diesen nicht ohne allen Wert, ist es, wie Lenz, als er zu Petersburg Ende März 1780 sich in einem Dankbriefe an Friederiken wenden wollte, seines Umganges mit ihr gedachte. Hier schreibt er: „Sie und Ihre fürtreffliche Familie waren es, die, in einem fremden Lande, auf immer, wie es schien, getrennt von den Meinigen, an einem kleinen ungesunden Ort [Fort-Louis], ohne Umgang, ohne Verbindungen, den trübsten Stunden meines Lebens diejenige Aufmunterung gaben, deren Eindrücke mich über das Grab hinaus beglücken werden. Sie waren es, die mein Herz zu jenem zärtlichen Verhältnis wieder stimmten, das ich in meinem Vaterlande abgerissen. [Damals muß er schon bei seinem kurzen Aufenthalt in Dorpat die Albedyll wiedergesehen haben, wenn er nicht trotz des „Vaterlandes" an die Königsberger Albertine denkt.] Der geschmackvolle und lehrreiche Umgang mit Ihren würdigen Cousinen [den Töchtern des Syndikus, die er jedenfalls nicht häufig in Sesenheim getroffen], Ihre gegenseitige Freundschaft, die glücklichen Wendungen, die Ihr eigentümlicher Geschmack, Ihr Witz und Ihre Empfindung jedem Zug in Ihrem Charakter, sowie dem Charakter abwesender Freunde, von denen wir uns oft unterhielten, zu geben wußte, mich anspornen mußte, Ihnen nachzueifern, um Ihres unbestechlichen Beifalls würdiger zu werden, waren damals die Muse meiner glücklichsten Stunden und sind

nachher noch oft der Gegenstand meiner einsamen Unterhaltung gewesen. Sie hatten die Züge einer meiner geliebtesten Schwestern .... Sagen Sie denen, die itzt ein näheres Recht auf Ihre Teilnehmung und Freundschaft haben, daß der Eindruck Ihres Charakters, das Nachahmungswürdige desselben mir oft die schwierigsten Knoten des Lebens habe lösen können: ein Vorzug, den Sie mit noch einer Freundin aus jenen Gegenden, die itzt in erhabenere versetzt ist [Cornelia Schlosser], teilen.... Ich werde mich oft der Rheininseln erinnern, wo wir tanzten, des freundschaftlichen Lichtenau, wo die Freude wohnte, der Plätze alle, wo wir uns oft vom ✕ ✕ [Zeichen für „Heiraten"] besprachen, oder mit Ihren Cousinen ein gutes deutsches Lied sangen. Lassen Sie mich hier abbrechen und nur noch fragen, was Ihr Herr Bruder, was Ihre würdigen Schwestern machen. Die schalkhafte Salomea und die altkluge Sophie. Konnte es ein schöneres Konzert für Ihre weiche, sanfte Seele geben als der Rat, der Umgang, die Laune solcher Schwestern? Wie? sie sollten sich verändert haben? Nimmermehr! so wenig als F. B. sich verändern kann." Man sieht, welche Erinnerungen ihm geblieben waren, die seine gerührte Dankbarkeit aufstutzte.

Doch kehren wir zu den Elsasser Tagen des Unglücklichen zurück. Als Lenz am Ende des Jahres 1772 oder im Beginne des folgenden nach Straßburg zu dem älteren Baron und seinen Freunden, dem Juristen Ott und dem auch mit Goethe in Verbindung stehenden Theologen Haffner, zurückkehrte, suchte Salzmann ihm wieder mit seinem treuen Rate beizustehen. Der Gedanke an Friederiken war endlich in seiner Seele fast geschwunden, zugleich mit der Bestimmung zu einem besonderen Fache: ganz seinem Schaffensdrange hingegeben, wandte er sich der Bearbeitung des von ihm überspannt gefeierten Plautus für die deutsche Bühne zu. Salzmann riet ihm, sich deshalb mit Goethe in Verbindung zu setzen, und, da er sich schwer dazu verstand, schickte er selbst eines der bearbeiteten Stücke an diesen, ohne den Namen des Bearbeiters zu nennen, mit der Bitte um seinen Rat; erst als dieser sich günstig und bereit zu weiterem Anteil erklärte, wandte Lenz sich selbst an den nur kurze Zeit in Straßburg gesehenen Freund, der noch immer in Friederikens Seele lebte. Man könnte fast sagen, daß, je näher er jetzt durch Goethes

Teilnahme diesem kam, desto mehr Friederikens Bild erblaßte. Als nun gar dessen „Götz" den Frankfurter Advokaten zum berühmtesten deutschen Dramatiker erhob, trat er begeistert als sein Mitkämpfer auf diesem Gebiete ihm zur Seite. Goethes Bericht, er habe ihm damals eine überspannte Schrift „Ueber unsre Ehe" zugeschickt, dürfte zu den zur Darstellung seines Verhältnisses ersonnenen Einzelheiten gehören: aber mit welcher Begeisterung er Goethe im Gedicht „Nachtschwärmerei" als ersten seiner Freunde im Herbst 1773 feierte, haben wir oben gesehen. In dem beigefügten Brief heißt es: „Ist uns doch kein höher Glück auf der Erde gegönnt, als uns zu unterreden: mir ist's das höchste; denn alle meine Wirksamkeit ist für andre, aber mein Gefühl für dich und einige Lieben ist für mich." Daß in dem Gedichte nicht Friederikens, nur seiner Königsberger Geliebten gedacht ist, haben wir bereits hervorgehoben. Sein eigenes Herz ruhte, doch nahm er lebhaften Anteil an der Liebe des älteren Barons zu Cleophe Fiebich, der Tochter eines Juweliers, machte für diesen Liebesgedichte, ja, um Klephchen dessen Liebe zu sichern, beging er die Thorheit, diesen schon am 23. Oktober 1773 vor dem Notar ein von ihm (Lenz) selbst aufgesetztes, rechtlich für einen minderjährigen Ausländer nicht bindendes Eheversprechen unterschreiben zu lassen, das für den Fall der Nichterfüllung seines Wortes eine bedeutende Geldentschädigung festsetzte. Als im folgenden Juni der Baron nach Hause gereist war, und er fürchtete, dessen jüngerer, eben angekommener Bruder möchte sie ihm untreu machen, stellte er sich selbst in sie verliebt, verliebte sich dann wirklich in sie, ja bewarb sich um ihre Hand. Spottend zurückgewiesen, brach er mit seinen Baronen und ließ sich nun als Theolog an der Universität einschreiben. In seinem Schmerze um den Verlust Klephchens gedachte er auch wieder einmal seines früheren um Friederiken; denn auf sie ist es zu beziehen, wenn er in der Einleitung zu dem erhaltenen Tagebuch über diese im September und Oktober spielende tolle Geschichte vom Anfange derselben sagt, sein Herz habe von alten Wunden geblutet. Um diese Zeit könnte er auch das Bild der Goethe noch treu im Herzen tragenden Friederike in freier dichterischer Weise ausgeführt haben. Viel zu bedeutenden Wert hat man auf dieses Bruchstück eines Gedichtes gelegt, das er später in einer ganz

entgegengesetzten Weise mit der Ueberschrift „Liebe auf dem Lande“ ausführte. Es lautete:

Ein schlecht genährter Kandidat,
Der oftmals einen Fehltritt that,
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrt' einst bei einem Pfarrer ein,
Den Sonntag sein Gehilf' zu sein.
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich;
Von Kummer krank, doch Engeln gleich.
Sie hielt im halb erloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück;
Allitzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heil'genbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlassne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnrung sog,
An ihrem Brotschrank an der Wand
Er immer wieder vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Im Traum er immer wiederkam.
Für ihn sie noch das Härlein stutzt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt,
All' ihre Schürzchen anprobiert
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und vor dem Spiegel nur allein
Verlangt, er soll ihr Schmeichler sein.
Kam aber etwas Fremd's ins Haus,
That sie sich schlecht und häuslich aus.
Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit
Und jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Ach, Männer, Männer, seid nicht stolz,
Als wärt nur ihr das grüne Holz!
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.

Das Bild von Friederikens unauslöschlicher Treue hatte ihn gerührt; er hat es hier in seiner Weise gesteigert und verklärt, aber nicht gehoben, nur zu einer grämlichen Märtyrerin entstellt. Das einzige Kind des Landpfarrers, das gegen die Welt sich verschließt, wenn Fremde kommen, in schlechtem Hauskleid erscheint, nur in ihrer Kammer sich für den untreuen Geliebten putzt, am Brotschrank an ihn denkt, ist nicht die Tochter des gastfreien Brionschen Pfarrhauses, die mit ihrer Schwester ein heiteres Leben führt, gegen die Gäste zuvorkommend und artig sich zeigt, sie durch ihr frisches, natürliches Wesen anzieht, Klavier spielt und singt, freilich das Bild des Geliebten in ihrer Schlafkammer hat und mit unendlicher Treue an ihm und den Erinnerungen jener seligen Tage hängt, nicht still ist und sich abhärmt, sondern durch den Gedanken gehoben und gestärkt wird, einst von ihm geliebt gewesen zu sein, der nur nach schwerem Kampfe von ihr geschieden sei. Friederike war von Natur bleich, nicht durch Gram. So hat Lenz hier das Bild von Friederikens Treue ganz eigen reflektiert. Auch ist er selbst nicht der schlecht genährte Kandidat, der als armer Schlucker dürftig durch sonntägliches Aushelfen bei den Dorfpfarrern sich nährt. Merkwürdig hat man übersehen, daß das rasch, wenn auch glücklich hingeworfene Gedicht unvollendet ist. Ich verstehe nicht, wie Urlichs sagen konnte, der Kandidat erscheine nur als Zeuge, so daß alles Licht auf ein einziges Bild falle. Ein stummer, unthätiger, dazu das Gedicht beginnender Zeuge ist ein dichterisches Ungeheuer; offenbar sollte er handelnd auftreten und um die Hand der Verlassenen sich bewerben, diese ihn abweisen und ihrer Treue gegen den treulosen Liebhaber lebhaften Ausdruck geben. Die Zeit, wann die Verse gedichtet sind, läßt sich nicht genau bestimmen, aber sie können unmöglich in die Zeit der auf Goethe eifersüchtigen Liebe seines Nachfolgers fallen. Möglich bleibt es, daß sie erst dem Jahre 1775 angehören, aber unglaublich scheint mir Erich Schmidts Vermutung, der erste Gesang von Wielands „Mönch und Nonne" (März 1775) habe auf ihre Entstehung Einfluß

gehabt. Freilich Zolling hält es für möglich, daß auch die spätere Umdichtung schon 1772 entstanden sei, um Friederiken anzudeuten, welches Los ihrer harren würde an der Seite eines solchen Menschen, wie er ihn dort schildere. Die spätere Abfassung gehört noch der Weimarer Zeit an, kann wenigstens nicht später fallen, da die Handschrift in Goethes Besitz war, der seit dem Dezember 1776 außer aller Verbindung mit Lenz stand. Dies übersah Zolling, als er die wunderliche Vermutung äußerte, sie könnte als Warnung vor dem neuen Bräutigam (?) gedichtet sein, als der Halbirre Anfang 1778 nach Sesenheim kam; erst nachdem Friederike ihn trotz dieser Verse abgewiesen, habe er die Selbstmordversuche angestellt. Solche den Thatbestand verrückende Spielereien können nur verwirren. Der „wohlgenährte" Kandidat der Umarbeitung, die ihre Absicht offen an der Stirne trägt, ist kein Verführer, sondern ein solcher, der sein Handwerk versteht; er geht geradezu trotz allem auf die Tochter los, mit der er die Pfarrei zu erhalten hofft. Das volle Licht fällt erst in dieser Umdichtung auf die weibliche Güte und Duldsamkeit im Gegensatz zu den Männern.

Doch wir kehren zum Jahre 1774 zurück. Im Sommer dieses Jahres hatte Lenz zu Straßburg den edelsinnigen Schlosser und dessen würdige Gattin, Goethes Schwester, kennen gelernt. Er faßte jetzt den Plan zu einem dritten Drama, das sein letztes sein sollte; auf dessen Inhalt deutete die Ueberschrift, unter welcher es Lenz noch im November 1774 seinem Bruder nannte: „der Poet, Weg zum Ehemann". Aber in der Schwermut seines Herzens verliebte sich der Träumer in den Engel Cornelia Schlosser und fabelte sich selbst einen geheimen Briefwechsel mit ihr vor, mußte aber bald seinen Wahn erkennen. Dadurch wurde im folgenden Jahre sein Drama zu dem Roman: „Moralische Betrachtungen eines Poeten", der im Mai bis Juli zu stande kam. Mitten hinein fällt Goethes Maibesuch in Straßburg. Damals fühlten beide Dichter sich inniger als je verbunden. Davon zeugen die Verse des in wunderlichen Liebeswirren schwebenden Frankfurter Dichters, die er Lenz in das Stammbuch schrieb „zur Erinnerung guter Stunden, aller Freuden, aller Wunden, aller Sorgen, aller Schmerzen in zwei tollen Dichterherzen". Lenz verriet dem Freunde damals seine unglückliche Liebe zu Klephchen, Goethe das seltsame

Verhältnis zu seiner Verlobten, das durch den Widerstand ihrer Familie ihm verleidet worden. Auch auf Goethes Liebe zu Friederiken kam die Rede, aber Lenz hütete sich wohl, ihm zu gestehen, welche Rolle er selbst als sein Nachfolger in Sesenheim gespielt hatte. Auch auf der Rückreise aus der Schweiz sahen sich die Freunde wieder, dann aber wurden sie auf merkwürdige Weise auseinandergehalten, da Goethe neue Liebesnot litt, Lenz in der schlimmsten Geldklemme steckte, die er dem, wie es scheint, jetzt seines Glückes wegen beneideten Freunde nicht gestehen mochte, ohne zu ahnen, daß auch dieser zur Zeit borgen mußte. Lenz wandte sich am 23. Oktober an den Dichter Gotter zu Gotha mit der Bitte, ihm für ein kleines dramatisches Stück sechs bis sieben Dukaten zu verschaffen, da er in der allertraurigsten Lage sich befinde; doch sollte er davon Goethe ja kein Wort sagen. Schon um diese Zeit hatte die Liebe zum adligen Fräulein Henriette Waldner von Freundstein, die als Stiftsdame von Herford Gräfin genannt wurde, in seinem Kopfe sich zu bilden angefangen; er kannte die vornehme Dame nur aus ihren Briefen an die ledige Luise König, die Tochter eines wohlhabenden, schon verstorbenen Konsulenten.

In diese Zeit gehört der wunderliche Entwurf des Trauerspiels „Zum Weinen oder Weil ihr's so haben wollt". Froitzheim hat 1891 (Lenz und Goethe S. 15) diese verwirrteste und tollste aller Lenzischen Verirrungen, freilich nach Falcks Vorgang, dem Jahre 1772 zuzuweisen gewagt, unter der durch nichts begründeten Voraussetzung, damals habe er zu Sesenheim manches harte Wort gegen Goethe gehört und die arme Friederike wegen Goethes Treulosigkeit bedauert. Dabei scheut er sich nicht, Weinholds einzig mögliche Versetzung in den Winter 1775 als „willkürlich und gehässig zugleich" zu verurteilen, weil Lenz im Jahre 1775 mit Goethe vertraut befreundet gewesen sei. Aber daß dies im August bis Oktober keineswegs der Fall gewesen, haben wir eben gesehen. Ursprünglich sollte die ewige Dauer der ersten Liebe dargestellt werden. Der erste Entwurf beginnt mit einem Auftritt zwischen Ehefrau und Mann, die beide ohne Namen aufgeführt werden, wogegen die hier erwähnte erste Geliebte des Mannes U. heißt. Aber dieses Gebaren mit ungenannten Personen konnte Lenz nicht

genügen, er mußte sich selbst und den Freund mit den in seinem Kopfe spukenden Geliebten ins Spiel bringen. Sich selbst bezeichnete er mit „L.", Goethe aber mit „Gth.", weil er das einfache „G." für eine Geliebte aufsparte. Von den beiden Geliebten nennt der Entwurf die eine „B." (Brion), sie wird aber auch sonderbar „Fiekchen" angeredet, wofür man „Riekchen" erwartet, da „Fiekchen" Koseform von „Sophie" ist (aber es findet sich auch für „Friedrikchen"), die andre mit „G." bezeichnet. Froitzheim hat hier wieder eine falsche Entdeckung gemacht. G. bedeutet ihm „die Frankfurter Kaufmannstochter Gerock, deren Vorname ‚Antoinette' Lenz noch [aber nicht hier, und anderswo auch nicht von der Gerock!] braucht." Stand auch Goethe mit den vier Töchtern Gerocks auf vertrautem Fuße, und war Antoinette schwärmerisch in ihn verliebt, so hoffte diese doch nie die Seine zu werden. Antoinette Luise Gerock war die beste Freundin seiner Schwester und die Patin des ersten Schlosserschen Kindes, aber von ihr als Geliebter konnte Lenz nie gehört haben. Und in unsrem Entwurf ist G. eine vornehme und reiche Dame, was auf die Gerock nicht paßt, ebensowenig daß diese auch von Lenz geliebt worden. Dieser hatte sie unmöglich im Jahre 1772 gesehen, auch 1775 nicht. Goethes wirkliche Verlobte konnte des Namens wegen und auch deshalb, weil Lenz sie nicht kannte, unmöglich gemeint sein. „G." kann offenbar nur „Gräfin" heißen und die Waldner bezeichnen, welche mit Goethe wirklich bekannt war, was Lenz natürlich nach seiner Weise zu leidenschaftlicher Liebe machte. Lenz gibt die vornehme Gräfin Goethe zur Gattin, während er selbst sich mit der Brion begnügt, „der Besten ihres Geschlechts", aber er kann nicht unterlassen, anzudeuten, daß auch die Gräfin ihn von Herzen liebe. Das ist der faule Kern des halbverrückten, gegen Goethe abscheulich verleumderischen Entwurfs. Nach diesem heiratet L. die von Gth. aus Reise- oder Ruhmsucht verlassene B., um G. zu vergessen. G., welche für den armen Lenz zu reich und zu vornehm ist, wird Gth.'s Gattin; sie hatte sich nicht merken lassen, daß sie in L. zum Sterben verliebt war, und dieser war zu edel, um ihr seine Liebe zu verraten. Auf die lächerlichste Weise tritt hier des verstörten Dichters Eigenliebe hervor. „Alle vier haben nur ihre Idee im Kopfe und lieben in ihren Geliebten nur

ihre Idee", heißt es schon hier. Dem Entwurf ließ Lenz eine Skizze der Handlung folgen. Als L. und G. sich treffen, gesteht letztere, daß sie L. liebe. Zu ihnen tritt B., dann Gth., beide etwas eifersüchtig. Gth. schlägt L. einen Tausch vor. B. und L. bedenken sich; endlich erklärt L., daß er mit B. schon verheiratet ist. Darüber kommt es zwischen den Liebhabern zum Kampfe; beide bleiben auf dem Platze. Dann ziehen auch die Damen die Degen und töten sich. Aber sogleich fällt Lenz noch eine bessere Handlung ein, bei der die Liebe der Gräfin zu ihm selbst bedeutender hervortritt. G. hat gehört, daß Gth., der mit ihrem Gelde aus Reiselust durchgegangen, gestorben sei. „Als Witwe reist sie mit unsäglicher Mühe und Beschwerde ihrem geliebten L. nach"; sie findet ihn aber schon mit B. verheiratet, die Gth. getreu geblieben ist, aber sich mit L. verbunden hat, „um Gth. die Freiheit zu lassen, zu reisen, und ihm in seinem Glück nicht hinderlich zu sein". Wir übergehen zwei andre Entwürfe, gedenken nur noch einer Ausführung des ersten Auftritts und des Anfangs des folgenden. Im ersten erklärt L., er habe B. nur als Beste ihres Geschlechts geliebt, als höchste Idee; man könne eigentlich nur einmal lieben, bei einer zweiten Liebe liebe man seine erste Idee, nur in einem neuen Gegenstande. B. bemerkt darauf zur Seite: „In Wahrheit, ich glaube Gth. in ihm zu sehen, wenn er mir am besten gefällt." Der zweite Auftritt stellt Gth. als einen der gewissenlosesten Lumpen dar, der sich rühmt, einen französischen Kaufmann durch einen falschen Wechsel betrogen zu haben, wogegen der ehrliche L. erklärt, ihm stehe ein guter Name höher als ein großer und Gth.s cholerische Unbeständigkeit entschuldige keine Ungerechtigkeit. So dichtet sich Lenz immer den größten Edelmut an, wie er in der ersten Fassung seiner Skizze „Pandaemonium Germanicum" äußerte, er suche zu sehr, was zum Gutsein gehöre, und versäume darüber das Sein.

Wir haben dieses traurige Puppenspiel nur deshalb so ausführlich vorgelegt, weil es zeigt, wie ihm damals, trotz der Anziehung der Waldner, Friederike fortwährend als Ideal vorschwebte, er nur bedauerte, daß Goethe noch immer in ihrem Herzen lebe, dem er aber nicht eigentliche Treulosigkeit, nur Reise- und Ruhmsucht vorwirft, wobei wohl Lenz daran dachte, daß er Friederiken

seines Ruhmes wegen entsagt und Lili in der Absicht verlassen hatte, um zu versuchen, ob er sie entbehren könne. Unmöglich kann er eine Verführung Friederikens durch Goethe oder einen andern Liebhaber angenommen haben. Freilich war die Vorstellung, daß er seine erste Liebe nicht vergessen könne, nicht das Gefühl seines Herzens, sondern der Schaum seiner Einbildung; hatte er sich ja in Klephchen sterblich und in Cornelien fast unsterblich verliebt, und träumerisch hing er an der nie gesehenen Waldner, die er endlich über alle setzte, sie als ein noch höheres Ideal verehrte, mit der er sich nach seiner gelegentlich geäußerten wunderlichen Vorstellung von der christlichen Ehe hätte verbinden müssen; sie war ihm, wie er in einem Gedichte vom 28. Dezember 1775, im Gegensatze zu Cornelien, sich ausdrückte, „mehr als die Tugend".

Als Lenz Ende März 1776, von Schulden gedrängt, nach Weimar floh, war Friederikens Bild vor seinem Henriettenschwindel völlig erblichen*), doch erinnerte er sich an diese, als er dort Ende Mai allerlei Neues und Anziehendes zusammenzubringen suchte, durch dessen Vorlesung er den Herzog Karl August unterhalten wollte. Er bat sie um ihre elsässischen Romanzen (Volkslieder), die dem Herzog Vergnügen machen würden; dabei wird er denn auch von Goethes Einfluß und seiner eigenen Stellung am Hofe wenigstens kurz berichtet haben. Friederike mußte über die hohe Stellung, die der Geliebte in Weimar gefunden, äußerst erfreut sein. Daß sie ihm wirklich durch ihre Straßburger Tante ein Päckchen Lieder zukommen ließ, ersehen wir aus dem Briefe, den Röderer, der treueste Freund von Lenz, am 4. Juni an diesen zugleich mit dem Päckchen sandte. Die Tante habe sich gerühmt, schrieb er, der Herzog selbst habe sich an ihre Nichte gewandt; Lenz möge sich dies zur Lehre dienen lassen, daß er in Zukunft vorsichtiger sei, da die lieben eitlen Leute so etwas mißbrauchen könnten. Aber es bleibt sehr die Frage, ob nicht Lenz wirklich im Briefe an Friederiken von einem Auftrage des Herzogs gesprochen hatte. Friederike sang, wie auch ihre Landsmännin

*) Die Annahme v. Maltzahns, die Verse „Die Todeswunde tief in der Brust" (Weinhold 60) vom 28. Dezember 1775 bezögen sich auf Friederiken, war durchaus haltlos.

Karoline Flachsland, Herders Braut, gern elsässische Lieder, wie wir in „Wahrheit und Dichtung" hören; Lenz kannte ihre Sammlung: diese wird auch der „vortreffliche Fund von alten Liedern" gewesen sein, dessen er sich im August 1771 gegen Salzmann rühmte.

Leider mißbrauchte Lenz mit seiner gefährlichen Rücksichtslosigkeit noch in Weimar, wo er auch das Gedicht von der Pfarrerstochter und dem Kandidaten vollendet haben wird, das Bild Friederikens, die er jetzt im imaginären Hasse gegen Goethe, den er noch kurz vorher in seiner „Laube" unter dem Namen Gangolf als Stifter seiner Ehe mit Henrietten hatte auftreten lassen, als von ihm verführt darzustellen gedachte. In seiner „Katharina von Siena", deren dritte Bearbeitung, als „Künstlerschauspiel", der Weimarer Zeit angehört, erscheint sie als Landmädchen unter dem Namen Rike, der elsässischen Abkürzung von Friederike, in einem Gespräche mit der Heldin. Hier klagt sie: „Ach hätt' ich Euch früher gekannt! — Eure große und starke Seele hätte mich vor dem Fall bewahrt; doch hab' ich auch Leute gekannt, die es nicht sagten und nur zu handeln schienen und doch Verräter waren. Doch im Grunde sind sie denn so böse? haben wir nicht Glück genug gehabt in der Zeit, als wir uns so angenehm betrogen? Müssen wir hernach leiden, so macht doch ein Augenblick Rückerinnerung uns selig." Auf die Frage, ob sie ihr Herz nicht wieder einem andern schenken könne, fällt sie (dies ist einer der kühnen Fechterstreiche von Lenz) ihr weinend um den Hals mit den Worten: „Ich schenk' es dir, großmütige Freundin." Vor einer solchen abscheulichen Karikatur Friederikens, von deren Reinheit Lenz überzeugt war, schreckte sein gewissenloser Haß nicht zurück; sein dichterisches Prickeln mußte gebüßt, sein Gelüsten, Friederiken unter ihrem Namen als von ihrem immer im Herzen gehegten Liebhaber verführt darzustellen, befriedigt werden, wie verletzend es auch war, besonders da man wußte, daß seine neuesten Dichtungen, wie es zum Teil schon sein „Hofmeister" gewesen, nur Verkleidungen und Aufstutzungen seiner eigenen Erlebnisse und wirklicher Personen waren. So unterließ er auch nicht, sein Gebaren mit Henriette von Waldner immer neu zu verarbeiten, die verschiedensten Personen einzumischen, wie auch Goethes Diener Philipp Seidel, gegen die ihm wohlwollendsten, um ihn verdienten Personen schnödesten

Undank zu üben, wie er die gute Jungfer König unter dem Namen Witwe Hohl in ihrer abschreckenden Häßlichkeit als eine eitle Plaudererin und ein ränkevolles Geschöpf verunglimpfte. Er ließ sich jetzt mehr als je von seinen durch Leidenschaft verstimmten Einbildungen hinreißen. Am meisten mußte Goethe, dessen Glück er beneidete, es büßen, daß er sein Freund war. Es ist die schmählichste Unterschiebung, wenn er in seinem dem „Werther" nachgebildeten, den Rahmen aus „Erwin und Elmire" borgenden Roman „Der Waldbruder", den er in seiner durch des Herzogs Güte wohl auf Goethes Vorschlag ihm gewährten Sommerfrische zu Berka schrieb, seinen Roth, das Karikaturbild Goethes, die allertollsten Liebesgeschichten von Herz, unter dem er sich als edelsten und reinsten Menschen darstellt, verleumderisch erzählen läßt.*) „Seine erste Liebe war in Rußland, als er erst 11 Jahre alt war, und dazu die Mätresse des alten Grafen, bei dem er im Hause war. Stellen Sie sich vor, wie aufbrausend schon die kindische Einbildungskraft dieses Menschen gewesen sein muß, da er in dieser wirklich liederlichen Weibsperson das Gegenbild zu dem Ideal zu finden glaubte, das er sich von der Nymphe des Telemach, den sein Hofmeister mit ihm exponierte, gemacht. Dieses Ideal wurde ihm aber schändlich über den Haufen geworfen, als er sie mit dem Grafen einmal im Bette traf. Seine zweite Liebe war die Nichte des Kaufmanns in Lyon, deren lebhafter Witz ihn steif und fest glauben machte, er habe an ihr eine zweite Ninon gefunden. Endlich fand er, daß sie nur kokett gegen *ihn* gewesen war, und da sehnte er sich herzlich nach Deutschland, um aus Goethens oder Wielands Romanen und Klopstocks Cidli sich ein Ideal zusammenzuschmelzen, das seinesgleichen noch nicht gehabt." Mit ebenso geringer Aufwendung von Laune und Geist gab er an dritter Stelle die Geschichte mit der Tochter eines Landgeistlichen, die sich zu Leipzig bei einer Verwandten aufgehalten: nach einigen Wochen erkannte

*) Wenn er wirklich, wie Weinhold annimmt, briefliche Aeußerungen Goethes benutzte, so hatte Goethe dasselbe schon von Fr. Jacobi in dessen Darstellung des Allwill erlitten, aber dieser liebte es, treffende Stellen aus eigenen und fremden Briefen zu seinen dichterischen Darstellungen zu verwenden, hatte nichts Böses im Sinne.

er sie als „eine künstliche Agnese, die unter ihrem Nonnenschleier Liebesbriefchen ohne Zahl und tausend verstohlene Küßchen entgegennahm, ja die er endlich sogar bei einer starken Vertraulichkeit mit einem dicken, runden Studenten überraschte". Offenbar sollen alle diese Geschichten nur als Erdichtungen des verleumderischen Roth gelten, die er dem Obersten von Plettenberg erzählt, um ihn zur höchsten Behutsamkeit gegen diesen gefährlichen Kranken zu bestimmen. Froitzheim aber sieht darin Lenzens „Neigung zur litterarischen Intrigue", wovon ich nicht die geringste Spur zu finden vermag, da es ihm hier nur gilt, Roth, d. h. Goethe, die Erdichtung von Geschichten zuzuschreiben, die seine „wilde Einbildungskraft" beweisen sollen. Litterarisch ist hier nichts, alles persönlich; es sind keine Intriguen, sondern Verleumdungen, die Roth an Herz, eigentlich Lenz an Goethe, verbricht. Noch seltsamer ist es, wenn Froitzheim nach Parallelen in Lenzens Leben sucht, da doch Roth natürlich alles aus den Fingern gesogen hat, auch Lenz so wenig sich bei Auswahl derselben an sein wirkliches Leben hielt, daß alles Aeußere diesem widerspricht. Er war ebensowenig in Rußland in einem gräflichen Hause, wo er einen Hofmeister hatte, als er darauf nach Lyon zu einem Kaufmann kam, dann in Leipzig bei einer Verwandten eines Landgeistlichen war, wenn er auch daselbst in Gesellschaft der beiden Barone weilte, ehe er nach Straßburg kam. Dennoch trägt nach Froitzheim die Nichte des Kaufmanns in Lyon „Züge der Straßburger Cleophe, und die Tochter des Landpfarrers, die er in Leipzig kennen lernte, erinnert äußerlich an Friederike Brion von Sesenheim." So Froitzheim im Jahre 1891, jetzt (S. 80 f.) wird in dem Berichte über die Leipziger Geliebte eine Rache an Friederiken gesehen, die „wahrscheinlich einen andern bevorzugt" habe, ja der dicke runde Student wird gesperrt hervorgehoben. Und ein solches Verfahren hat Zollings Beifall; bietet ja der so anzüglich bezeichnete „dicke runde Student" Gelegenheit, Friederikens Unschuld schmunzelnd zu verdächtigen.

Die Art, wie Froitzheim beweist, „Der Waldbruder" sei in Straßburg angefangen, in Weimar fortgesetzt, in Berka erst gegen den 20. November beendigt worden, ist gar zu lustig: das wechselnde Wetter im Roman muß dasselbe sein, wie es beim

Schreiben der einzelnen Stellen wirklich war. Ein solches kindische Verfahren hat er nicht von den Meistern klassischer Philologie gelernt. Weiter wird gefolgert, die Eselei von Lenz, deren Goethes Tagebuch am 26. November gedenkt, sei dieser Roman gewesen. Auch Zolling glaubt daran; da er ihm aber nicht stark genug scheint, um Goethes ärgsten Zorn zu erklären, so greift er zu der haltlosen Annahme, vor dem späteren Drucke in Schillers „Horen" sei er überarbeitet worden, statt daß er Froitzheims Unterstellung hätte verwerfen sollen. Doch dieser gab ohne weiteres Schiller und Goethe schuld, sie hätten den Schluß unterschlagen. Die Wahrheit ist, daß Goethe denselben unter seinen Papieren nicht fand, wie dieser auch an dem „Tagebuch" fehlte, das er Schiller mitgeteilt hatte, aus dessen Nachlaß Urlichs es drucken ließ. In den „Horen" erschien alles, was vom „Waldbruder" vorlag, mit wenigen sprachlichen Aenderungen. Jene „Eselei" bestand nicht im Vorlesen des ziemlich umfangreichen Romans. Er hatte in Goethes Abwesenheit am Hofe das „kleine Pasquill" zum besten gegeben, das er später zu seiner Verantwortung ihm einsandte, mit der Bitte, es ganz zu lesen. Dieses muß auf Goethes Verbindung mit Frau von Stein, von der Lenz bei seinem längeren Aufenthalt zu Kochberg manches erhorcht, vielleicht auch briefliche Aeußerungen erhascht hatte, gespottet haben, obgleich Goethe, wie Lenz selbst gestand, ihn mehrfach gewarnt, wahrscheinlich gebeten hatte, dieses Verhältnis nicht durch spöttische Anspielungen zu verletzen: aber Lenz war eifersüchtig auf den Freund, weil er selbst keinen Zutritt mehr zu Frau von Stein hatte, bei der er mehrere Wochen zu Kochberg so glückliche Tage verlebt, sich auch wohl nach seiner Weise in sie verliebt hatte.

Die Kunde der Ausweisung von Lenz mußte von Straßburg nach Sesenheim dringen. Friederike, die seine Unvorsichtigkeit und sein merkwürdiges, von Neid gegen Goethe nicht freies Wesen kannte, wird sich darüber nicht gewundert haben, wenn sie ihn auch bedauerte, da dieser Schlag ihn entsetzlich treffen mußte. Längere Zeit mied er Straßburg. Erst als er von dem Wahnsinn, der ihn bei seinem Freunde, dem jetzt seine Heirat ernstlich betreibenden gescheiterten Kraftapostel Christof Kaufmann in Winterthur, befallen hatte, augenblicklich wieder hergestellt war, kam er nach

Straßburg. Kaufmann scheint ihn bestimmt zu haben, den Pfarrer Oberlin zu Waldersbach (Waldbach) im armen Steinthal, um dessen Bildung dieser sich das größte Verdienst erworben hatte, zu besuchen, von wo er ihn zu seiner Hochzeit Ende Januar 1778 zurückerwartete. Der Weg führte über Straßburg, wo Freund Röderer vor kurzem aus Göttingen zurückgekehrt war. Wir wissen nur, daß es ihn von dort in der zweiten Hälfte des Dezember nach Sesenheim trieb, wo ihn von neuem der Wahnsinn ergriff. Falck berichtet, mit Berufung auf Papiere von Röderer, er habe zu Weihnachten im Pfarrhause ein wahnsinniges Gericht gehalten, sich, Friederiken und die Welt verflucht, wie Lear einst Cornelien. „Alles verloren [gebend], seiner selbst nicht mächtig, will er mit einem Messerstich seinem Leben ein Ende machen. Durch einen Schrei des Entsetzens aus Friederikens Munde, die dabei in Ohnmacht fällt, auf einen Augenblick zur Besinnung gebracht, stürzt er, sie tot wähnend, über sie hin, in Thränen zerfließend und sich die Haare raufend." Friederike erzählte Goethe im September 1779, Lenz habe es bei ihnen „bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords getrieben". Beide stimmen darin überein, daß man den Wahnsinnigen gebunden nach Straßburg zurückbrachte. Er scheint Friederiken vorgeworfen zu haben, sie und die Ihrigen seien schuld an seinem Unglück, weil sie seine Liebe zurückgewiesen, Goethe im Herzen getragen, dessen Feindseligkeit ihn auch aus Weimar getrieben, und so mag er in Lears Weise gerast haben.

Erst als er in Straßburg wieder hergestellt war, trat er mitten im strengen Januar die Reise durch die Vogesen nach Waldersbach an. Als er dort den 20. Januar 1778 ankam, war der Pfarrer auf einige Tage verreist, doch fand Lenz sich so wohl, daß er zweimal predigte. Aber der Tod eines erkrankten Kindes in einem Nachbardorfe regte den schlummernden Wahnsinn wieder auf, da er dessen Wiedergenesung vorhergesagt hatte. Er gab dessen Tod der Mutter schuld. In einer Nacht rannte er im Hofe des Pfarrhauses verzweifelnd auf und ab, indem er mit lauter, aber hohler Stimme „Friederike!" rief, worauf er sich zur Büßung seiner schweren Schuld in den Brunnentrog stürzte, wie er schon früher ein paarmal nachts gethan hatte. Als der Pfarrer zurückgekehrt war, erzählte er diesem von seiner unglücklichen Liebe. Am

6. Februar bildete er sich wieder ein, Friederike sei gestorben. Gefragt, woher er dies wisse, erwiderte er: „Hieroglyphen!“ und sprach weiter mit gen Himmel erhobenen Augen: „Hieroglyphen! — Ja, gestorben!“ Sodann rief er: „Ach, ist sie tot? lebt sie noch?“ Darauf klagte er sich an, daß er sie aufgeopfert wegen ihrer Liebe zu einem andern, den sie geliebt, aber auch ihn habe sie geliebt, und herzlich. „Aufgeopfert — die Ehe hatte ich ihr versprochen, hernach verlassen. — O, verfluchte Eifersucht! — O gute Mutter! — auch die liebte mich — ich bin ein Mörder.“ So wechselten die Wahngebilde seiner unglücklichen Liebe. Er gab Oberlin einen Brief an die Mutter, worin es hieß: diesmal könne er nicht mehr sagen, aber Friederike sei ein Engel, und sie werde ihre Satisfaktion erhalten. In einem gleichfalls Oberlin übergebenen Briefe an Frau von Stein verglich er sich mit Abbadona, dem seinen Abfall von Gott bereuenden, nach der Zeit seiner Unschuld sich zurücksehnenden Seraph. Gegen beide fühlte er sich schuldig. Am 7. wurde er wieder nach Straßburg geschafft. Von dort kam er zu Schlosser nach Emmendingen. Wir wissen nicht, welche Wahnbilder ihn jetzt und später verfolgt, ebensowenig ob er in der Zeit, wo sein gebrochener Geist sich allmählich wiederfand, noch Friederikens gedachte. Nach seiner Rückkehr zur Heimat will er gleich von Riga aus Friederiken gedankt haben, dieser Brief aber wurde, wie er selbst vermutete, von der Familie nicht abgesandt. Auch der noch erhaltene, zu Petersburg 1780 geschriebene kam nicht in Friederikens Hände, die wohl mit Mitleid an ihn denken konnte, aber nicht ohne Grausen. Sie selbst hatte sich nichts gegen ihn vorzuwerfen; sie war auch dem leidenschaftlichen Träumer gegenüber sich selbst und ihrer einzigen, ewigen Liebe treu geblieben.

Friederikens letzte vierzig Jahre.

Friederike blieb der holde Stern des guten, gastfreien elterlichen Pfarrhauses, wenn auch von der Krankheit, worein der Schmerz der Entsagung sie gestürzt hatte, ihr ein Brustleiden zurückgeblieben war; die Treue gegen den freigegebenen Geliebten blieb, wie Klopstock sagt, Königin aller andern Empfindungen. Die Gabe von Goethes Kupferstichen hatte sie erfreut; sie bewahrte sie, seine Briefe, Gedichte und sonstige Gaben, seine „Mitschuldigen", seine Ossianische Uebersetzung, vor allem sein Bild, als Heiligtümer auf. Die tolle Neigung von Lenz hatte sie belästigt, sein Haschen nach Goethes Briefen ihn verdächtigt; ob sie auch mit Liebesgedichten von ihm behelligt worden, wissen wir nicht, aber jedenfalls wird sie kein solches neben denen ihres einzigen Goethe, als dessen Karikatur sich der überspannte Livländer ihr darstellte, der Erhaltung gewürdigt haben. Einen herben Schlag versetzte ihr der am 1. Oktober 1772 erfolgte frühe Tod ihrer älteren Schwester, deren Gatte Gockel als Pfarrer nach Eichstetten berufen worden war; sie hatte ihm ein Mädchen und zwei Knaben hinterlassen. Der Witwer gab seinen Kindern schon nach fünf Monaten eine neue Mutter in der Tochter des Stabhalters von Eichstetten, vielleicht einer Freundin der Verstorbenen. Den jüngsten Knaben dürften die Großeltern zu sich genommen haben; wir wissen nur, daß dieser zu Sesenheim am 16. April 1786 konfirmiert wurde. In diesem Falle würde Friederike, die an Kindern eine große Freude hatte, sich ihm mit besonderer Neigung zugewandt haben. Er wohnte 1813 als Pfarrer in Ichenheim ihrem Begräbnisse

bei, wie auch der Gatte ihrer Schwestertochter, deren Patin sie war. Im Jahre 1773 wurde Friederike mit der Sendung von Goethes „Götz" durch Salzmann erfreut. Ob sie auch „Werthers Leiden" durch ihn erhielt, wissen wir nicht; unbekannt können sie ihr nicht geblieben sein, und wohl durfte sie glauben, Goethe habe bei der Friederike, der Tochter des Pfarrers von St., deren sich Werther gegen ihren eifersüchtigen, selbstquälerischen Liebhaber annimmt, an sie gedacht. Später erfuhr sie von Goethes mächtigem Einfluß in Weimar durch Lenz, als dieser um ihre elsässischen Volkslieder schrieb. Die drei Schwestern, wovon die jüngste, die noch immer etwas hinkte, 1776 zwanzig Jahre alt wurde, lebten zufrieden in heiterem Genusse hin. Der Bruder kam nach seiner 1777 oder 1778 erfolgten Konfirmation als Student der Theologie nach Straßburg, so daß er nur die Ferien in Sesenheim verbrachte. Gehörte ihr Neffe damals zur Familie, so nahm Friederike auch an dessen Entwickelung regen Anteil.

Einen sonderbaren Zeugen gegen Friederiken am Ende der siebziger Jahre hat Froitzheim eingeführt, ohne, wie es bei dessen schweren Beschuldigungen seine Pflicht gewesen, die Urkundlichkeit des ungedruckten „Tagebuchs eines elsässischen Theologen" zu belegen. Die Bezeichnung als „Tagebuch" ist unrichtig; wäre es ein solches, so würde es von höherer Bedeutung sein, aber nach dem Mitgeteilten ist es nur ein aus abgeblaßten Erinnerungen in besonderer Absicht spät entworfener Lebenslauf. Statt uns zu sagen, wo die Handschrift sich befinde, ob sie Ur- oder Abschrift sei (ja sogar der Name wird verschwiegen), speist er uns mit der hohlen Redensart ab: „Durch eine der glücklichen Wendungen, die dem Forscher manchmal in seiner Arbeit zu Hilfe kommen, bin ich mit dem Tagebuche jenes Mannes bekannt geworden, der, als Lieblingsschüler Blessigs, sich frühzeitig auszeichnete, in der Folge als evangelischer Geistlicher die ehrenvollsten Stellungen einnahm und als solcher seine Erlebnisse zum Nutzen seiner Söhne aufgezeichnet." Zufällig hatte er schon im Jahre 1891 in der Schrift „Lenz und Goethe" (S. 14 f.), wo er mit dessen Bericht Goethes Unzuverlässigkeit beweisen will, seinen Namen Karl Christian Gambs genannt. Dieser war, wie wir hinzufügen, am 6. September 1759 zu Stramberg geboren, zuerst Prediger bei der schwedischen Gesandtschaft zu Paris, dann dritter

Prediger zu Bremen; erst 1814, im Jahre des Erscheinens von Goethes drittem Bande der Lebensbeschreibung, kehrte er als Prediger nach Straßburg zurück, wo er als Sechzigjähriger das Tagebuch geschrieben haben wird, jedenfalls zu einer Zeit, wo der schlechte Klatsch gegen Goethe und Friederiken breit getreten, besonders von Leuten ausgebeutet wurde, die den Heiden Goethe zu verlästern für ihre Pflicht hielten. Wie ein Geistlicher mit solchen Renommistereien aus seiner grünen Zeit, die Froitzheim fast andächtig abschreibt, seinen Söhnen nützen zu können glaubte, wie er's über sich brachte, ein Haus, dessen Gastfreiheit er so lange in Anspruch genommen, eine edle Frau, die den jungen Menschen so freundlich aufgenommen und ihn durch ihr geistiges Wesen entzückt hatte, ohne Not vor seinen Söhnen als eine heiratslustige Unverschämte mit Nennung ihres Namens darzustellen, eine Frau, von der er seit vierzig Jahren nichts mehr gehört hatte als fabelhafte Gerüchte längst verschollener Zeiten — das begreifen wir nicht. Da war es doch geboten, wenigstens dessen religiöse und sittliche Stellung zu bezeichnen; aber Froitzheim hält jeden Zeugen für um so zuverlässiger, je schlimmer sein Bericht lautet. Gambs selbst nimmt uns nicht ein durch den Studentenstreich, den er auf einer Dorfkanzel zu spielen wagte. Bei einem Biergelag gibt der junge Bursche, der noch kein Kolleg gehört hat, auf den Wunsch eines Studenten, dessen Bekanntschaft er gemacht hat, einige Aufsätze zum besten, die jenen dann zum Ausruf bringen: „Sie müssen in Sesenheim predigen." Dies soll darauf deuten, daß junge Kandidaten dort sich gern im Predigen übten, wo sie nicht allein leicht zugelassen wurden, sondern auch die angenehmste Gastfreiheit fanden. Diesmal war es auf eine Täuschung abgesehen. Gambs sollte als wirklicher Kandidat untergeschoben werden, um das Kunstwerk einer bombastischen Predigt zu deklamieren. Der geschmeichelte junge Mensch war gern bereit, und er führte seine Predigt mit der Leichtigkeit aus, die er sich im Reden erworben hatte: aber eine solche Arbeit, die den ernsten Gegenstand, der nicht von oben abgeschöpft sein wollte (sie handelte über das Verdienst Christi) mit Blümeleien und hohler Rednerei abfertigt, vor einer Dorfgemeinde zu halten, war eine Unwürdigkeit, deren sich ein ernster Mann, auch wenn er seiner Eitelkeit dabei gedenkt, nicht

gegen seine Söhne hätte rühmen dürfen. Und doch sollten seine Aufzeichnungen diesen nützen! Mit seiner Predigt kam Gambs in Begleitung des Kandidaten Marx im Sommer 1778 nach Sesenheim; letzterer sollte das Abendmahl austeilen, da der eigentliche Anstifter des Schwanks aus Furcht vor der Strafe des Kirchenkonvents sich gedrückt hatte. Ausdrücklich wird bemerkt: „Von Goethes Roman mit Friederiken wußte ich nichts." Ohne Zweifel auch seine Genossen nicht, die sonst desselben gedacht haben müßten. Wie wenige wußten damals in Straßburg noch, daß Goethe vor vielen Jahren dort studiert hatte, und gar von seiner Sesenheimer Liebe! Wenn wir weiter hören, Friederike habe ihre Gesundheit durch Gram zerrüttet und ihre Jugendblüte sei ganz verwelkt, sei schon siebenundzwanzig Jahre alt gewesen, so kommt dieser, nach vierzig Jahren dem Zwecke seiner Erzählung angepaßte Bericht gegen Goethes ganz frisch nach dem Besuche von 1779 geschriebenen gar nicht in Betracht, und zur genauen Bestimmung von Friederikens Alter möchten wir uns auf diesen Zeugen nicht verlassen. Als sie Ostern 1766 konfirmiert wurde, zählte sie höchstens fünfzehn Jahre; sie könnte also im Sommer 1778 sechsundzwanzig Jahre alt gewesen sein. Kaum dürfte Gambs darüber zuverlässige Nachrichten besessen haben. Nach dieser so unvorteilhaften und ungenauen Schilderung ihrer Gestalt erhebt sich unser Mann zu einem freilich matten dichterischen Schwunge, der weit entfernt ist, Friederikens Wesen zu kennzeichnen, die durch edle Natürlichkeit, zarte Weiblichkeit und feste Selbständigkeit sich auszeichnete. Er berichtet: „Dennoch umschwebte mich [den eitlen Menschen, der den Pfarrer betrügen, vor der Dorfgemeinde schauspielern wollte] vom ersten Augenblick, als ich ins Haus trat, ein unaussprechlicher, unwidersprechlicher [?] Liebeszauber; ich lebte in einer ätherischen Atmosphäre. Die Unterhaltung während des Abendessens war so unbefangen, so geistvoll! Friederike, neben welcher ich zu Tisch saß, bewies mir so viel Teilnehmung und Güte; Witz, Laune, Heiterkeit wechselten so rasch miteinander ab, rissen mich so mit sich fort, daß auch bei mir die Einfälle herausprudelten, und ich mich immer mehr zu Friederiken hingezogen fühlte." Der gute Gambs, der mit Goethes ihm vorliegender Beschreibung wetteifern möchte, that so, als ob Friederike gleich sterblich in ihn

verliebt gewesen, nur für ihn Worte und Augen gehabt, um die übrige Gesellschaft sich gar nicht bekümmert hätte. Weiter weiß er von diesem Abend nichts zu berichten. Das Seltsamste ist seine Angabe, Friederike habe nicht gewagt, seine Predigt anzuhören, die er am andern Morgen in dem zur Pfarrei Sesenheim eingemeindeten Dorfe Runzenheim halten sollte. Was war denn da zu wagen? Soll sie etwa gefürchtet haben, er werde einen zu starken Eindruck auf sie machen, oder umgekehrt, ihr lieber Gast möge stecken bleiben? Daran daß, nachdem sie vorher der Predigt ihres Vaters in Sesenheim beigewohnt, das Anhören einer zweiten nebst Hin- und Rückweg für sie zu anstrengend sein würde, ist bei dem auch wohl für die Söhne unerlaubt rätselhaften Ausdruck kaum zu denken. Aber Friederike mußte zu Hause bleiben, damit Gambs seine Predigt noch einmal vortragen konnte. Man merkt die Absicht. Nur die Schwester und der Vater gingen mit Gambs und Marx nach Runzenheim. Von der Wirkung der bombastischen Predigt heißt es: „Noch vor dem Schlusse des Eingangs heulten schon die Bauernweiber. Pfarrer Brion war mit meiner Predigt sehr zufrieden, wozu wohl die Deklamation das meiste beigetragen haben mochte. [Freilich der Inhalt konnte es nicht gethan haben.] Salome rühmte mich ihrer Schwester mit Begeisterung, und so mußte ich, um diese zu befriedigen, meine Predigt nachmittags in Sesenheim wiederholen. Da wurde ich nun vollends bei lebendigem Leibe apotheosiert und Friederike schmiegte sich immer mehr an mich." Wir kennen Friederiken, ihr reines natürliches Gefühl und ihre weibliche Würde zu wohl, als daß wir der Einbildung des späten Erzählers glauben sollten, der nicht unterläßt, gleich darauf den schlimmsten Verdacht leichtfertig auszusprechen: „Hatte ich wirklich Eindruck auf sie gemacht, oder machte sie bloß auf den unerfahrenen Jüngling Jagd, wie Salome auf Marx, das weiß ich nicht." So leichtfertig beschuldigt der hochwürdige Herr in einem Satze beide Schwestern; denn er äußert diesen Verdacht, nicht der neunzehnjährige Laffe. Friederike steht uns zu hoch, als daß wir eine solche Verlästerung glauben könnten.

Statt am Abend nach Straßburg zurückzukehren, beschließen die Kandidaten, bis zum frühesten Morgen zu bleiben — damit Gambs weiter mit Goethes „Wahrheit und Dichtung" wetteifern,

vielmehr sie ungeschickt überbieten könne. Es wurde beschlossen (von den Kandidaten, ohne Einladung?), gar nicht zu Bette zu gehen, „und die sternenhelle Sommernacht wurde mit Lustwandeln ums Dorf herum und auf dem Kirchhofe, Deklamieren rührender Stellen mit Blicken auf Mond und Sterne und Phantasieren über die Macht des Gefühls und des Treibens in höheren Sphären [?] zugebracht." Das ist der jämmerlichste Ableger von Goethes Abendspaziergang der Schwestern mit dem verwandten Weyland und seinem Freunde. Die Zumutung an die Schwestern, die ganze Nacht hindurch um das Dorf herum und auf dem Kirchhofe zum Skandal der Gemeinde zu liebeln, konnte nur die spätere entstellende Phantasie dem hochwürdigen Prediger eingeben, der, von der Sündhaftigkeit der Welt durchdrungen, die arme Friederike und ihre Schwester zu heiratslustigen Dirnen macht. Natürlich läßt dieser auch Friederiken gleich einen Briefwechsel verabreden, worin aber noch nicht von Liebe die Rede gewesen sei. Da ist es denn doch bei Goethe weit langsamer gegangen. Im September kommt er zurück, aber allein und, wie es scheint, ohne Predigt. „Dieselben Schwärmereien, Empfindsamkeiten, Schöngeistereien." Wir glauben vielmehr Goethe, daß Friederike hell wie der Tag, rein natürlich und verständig war; das waren die Reize, durch welche sie alle Welt bezauberte. Der edle Gambs läßt seine Kokette rasch zu Werke gehen. Er selbst will, obgleich er den Abstand der Jahre und den Mangel körperlicher Reize gefühlt, innige Wertschätzung für sie empfunden haben, aber sie soll ihn zur Liebe verführt haben, indem sie eine halbe Stunde vor der Abreise mit thränendem Auge ihm versicherte, ihre Ruhe, ihr Lebensglück ginge mit ihm fort. Einem schlechten Dichter verzeiht man eine solche verfehlte Erfindung, aber so etwas einer edlen Natur mit kalten Blute anzudichten und damit die Söhne zu erbauen, ist unverantwortlich. Nicht besser wird die Sache dadurch gemacht, daß die Eroberung einer Geliebten Goethes seiner Eitelkeit geschmeichelt habe; denn diese Liebschaft habe er seitdem erfahren. So willkürlich setzt er alles voraus, dessen er zu seiner mageren Dichtung bedarf.

Drittehalb Jahre, also bis Ende 1780, läßt er den Rausch des „dummen Jungen" dauern, wo er aus demselben erwacht sei, und zwar aus doppeltem Grunde, erstens weil sie seine Sinnlich-

keit zu früh aufgeregt hatte, und zweitens weil er, da er Hauslehrer geworden, seltener nach Sesenheim gekommen, wodurch „Friederikens Bild, da es nicht mehr im Morgenglanz reiner Jungfräulichkeit strahlte, immer mehr in den Hintergrund seines Herzens trat". Das ist zu armselig, um wahr zu sein. „Ich [der zwanzig Jahre alte Straßburger Theolog, der an Biergelagen teilnahm] war ein reiner, unverdorbener Jüngling; meine glühendste Einbildungskraft schweifte nicht über einen Kuß hinaus. Und so verging mir das ganze Jahr 1779 in den Seligkeiten reiner Liebe. War dies Friederiken zu wenig? Genug, im Jahre 1780 gab sie mir Blößen, die meine bis dahin unentweihte Schamhaftigkeit aufschreckten, und ob sie gleich meine Sinnlichkeit reizten, die Achtung, die ich bisher für sie als ein reines Wesen gehabt hatte, zerstörten." Das erzählt das Tagebuch noch unter dem Jahre 1779. Die oben schon gegebene Aeußerung unter 1780 ist ebenso ungeschickt. Das ganze Jahr 1779 ist von lauter Liebesseligkeit erfüllt, von Goethes Besuch im September, der Zeit der Ferien, ist gar keine Rede. Als deus ex machina, um den Knoten zu lösen, wird Friederikens Schamlosigkeit erfunden, die aber so weit entfernt ist, den keuschen Joseph zu verscheuchen, daß er sie sich einige Zeit gefallen läßt, noch ein paarmal zurückkehrt. Die ganze saubere Geschichte entbehrt der inneren Wahrheit und das wüste Phantom zerstiebt vor dem reinen Bilde, das wir von Friederiken aus unverdächtiger Quelle gewonnen haben, das durch alles bestätigt wird, was wir von ihrem späteren Leben wissen. Ein so schamloses Geschöpf, wie sie Gambs zu Froitzheims Freude mit der Keckheit eines lästernden Sittlichkeitspredigers dargestellt hat, dem nur die Kraft eines Z. Werner abgeht, kann wohl später als reuige Sünderin sich bekehren, aber nie zu dem heiteren Dasein wieder gelangen, das uns in Friederikens höheren Jahren so erfreulich entgegentritt. Gambs hielt sich wohl berechtigt, seine Liebesgeschichte ein solch gemeines Ende nehmen zu lassen, weil die niederträchtige Sage von der späteren Verführung der Sesenheimer Pfarrerstochter sich schon damals gebildet hatte, als er seine Liebesgeschichte in dieser Weise fälschte. Sein Freund Marx blieb Freund des Pfarrhauses, dessen ältere, schon dreiundreißig Jahre zählende Tochter er 1782 heimführte; Gambs aber kam

nicht mehr: vielleicht weil er sich ungebührlich aufgeführt und deshalb nicht zurückzukehren wagte, oder weil er höhere Pläne im Kopfe hatte. Belustigend ist es, daß die Geschichte, die zur sittlichen Belehrung der Söhne geschrieben sein soll, in eine Mahnung an die Mädchen ausläuft, und er den Jüngling bei der Verletzung der Schamhaftigkeit von seiten des Mädchens Dinge denken läßt, die am wenigsten von der Aloysischen Reinheit zeugen, die er selbst zur Schau trägt. Wir lesen hier: „Du bist kein reines Wesen; wer weiß, was du andern schon gegeben hast? So will auch ich genießen, sei es auch, daß ich nicht der erste bin. Gesetzt, ich verliere dich, so gibt es der Mädchen mehr." Daß der Jüngling Gambs bei Friederiken so denken konnte, hat ihn deren hehre weibliche Würde gehindert, die er dafür in hohem Alter so arg zu verleumden gewagt hat durch seine sittenlose sittliche Geschichte, eine schlecht zusammengeleimte Dichtung mit wenig Wahrheit. So müssen wir über das Machwerk urteilen, das Froitzheim drucken ließ; ob es wirklich so aus der Feder von Gambs geflossen, darf man so lange bezweifeln, bis dieses erwiesen ist. Aber auch wenn die Echtheit des sonderbaren Schriftstücks wirklich festgestellt sein würde, zeugte es nicht gegen Friederiken, sondern gegen Gambs.

Aus der wirklichen Geschichte des Sesenheimer Pfarrhauses haben wir nach Goethes glorreichem Besuche weniger zu berichten. Nicht Verwandte allein, auch Gäste aus Straßburg, Fort-Louis, Lichtenau und manchen umliegenden Orten stellten sich ein und wurden gastfreundlich empfangen. Noch 1835 hörte Kruse die Sesenheimer Bauern in ihrer Weise berichten, die Brions hätten reiche Leute sein können, wären sie nicht zu wohlthätig und zu gastfrei gewesen; alle vierzehn Tage habe der Schulze ein Fäßchen Wein liefern müssen. Um das Jahr 1780 fällt Friederikens Eintrag in das Stammbuch des Heilbronner Senators Schübler, dessen Vater in Lichtenau wir als einen der vertrautesten Bekannten des Hauses kennen. Er lautet recht bezeichnend: „Immer die Wahrheit reden und empfinden. Dieses wünscht Ihre um Andenken bittende Freundin Frid. Brion." Wie sehr mußte es sie freuen, darin einige Worte Goethes vom April 1776 zu finden und Schübler von seiner Zusammenkunft mit dem Einzigen erzählen zu hören.

Es ist eine mehrfach bezeugte, selbst in den Berichten der Ankläger durchklingende Thatsache, daß Friederike alle Bewerbungen ausgeschlagen; das ihr zugeschriebene Wort: „Wer von Goethe geliebt worden, kann keinem andern angehören," war keine leere Floskel. Nur einmal hatte sie ihr Herz hingegeben; nach ihm einem schlechteren, von ihr weniger hoch gehaltenen Manne zu folgen, war ihr unmöglich. Wie heilig sie auch diese ihre Entsagung hielt, so sehr freute sich ihr teilnehmendes Herz, wenn der Segen häuslichen Glückes ihre Freundinnen und Freunde erfreute. Die etwas jüngere Schwester Weylands heiratete am 8. August 1780 einen Sohn des Pfarrers von Mietenheim, Heinrich Karl Rosenstiel, der in Paris angestellt war. Weyland selbst war aus Frankfurt nach Buchsweiler als Arzt zurückgekehrt, nachdem er in der Fremde bei seiner zu behaglichem Auskommen nicht hinreichenden ärztlichen Thätigkeit den größten Teil seines Vermögens zugesetzt hatte. Friederike hatte die Freude, daß dieser liebe Verwandte, der ihr einst Goethe zugeführt, aber mit ihm ihretwegen gebrochen hatte, mit der Tochter eines wohlhabenden Kammerrates in Kutzenhausen am 3. Oktober 1781 sich vermählte und in Buchsweiler mit der Auszeichnung als Hofrat ein leider zu kurzes Glück als angesehener Arzt genoß. Der schon als Begleiter des leidigen Gambs genannte Magister und Kandidat des Seminars Gottfried Marx, der Sohn eines Straßburger Bürgers und Schuhmachermeisters, heiratete als Pfarrer von Diersburg (bei Offenburg) am 24. September 1782 zu Sesenheim Friederikens ältere Schwester Salomea (Semmel), wobei der Oheim, der Geheimde Rat und Syndikus der Ortenauischen Ritterschaft, und dessen Schwager, Geh. Regierungsrat und Konsulent derselben Ritterschaft, Christian Friedrich Sahler, außer dem Vater von Marx Zeugen waren, und ein fröhliches Leben herrschte. Auch die jüngere Schwester hatte trotz ihres Hinkens und ihrer unansehnlichen Erscheinung einen theologischen Kandidaten zum Geliebten, der aber im Jahre 1783 bei Sesenheim ermordet worden sein soll. Da hatte Friederike vollauf zu trösten; sie versprach der Trauernden, sie nie zu verlassen, und der Vater kaufte für beide ein Haus nebst Baumgarten in dem zur Sesenheimer Pfarrei gehörenden, an der Landstraße gelegenen Dorfe Dengolsheim.

Aus dem Jahre 1785 liegen uns zwei Stammbuchblätter vor. Mitte April befand sich Jonas Böckel, der Freund und Studiengenosse des Bruders, mit diesem in Sesenheim. In sein Stammbuch trug sich vom 18. bis zum 20. die Familie ein. Friederike schrieb nach den Eltern den Spruch ein:

„Verfolge ihn zärtlich, o Freude,
O Unschuld, o Liebe, ihr drei!
Doch bringt ihm im lachenden Kleide
Die göttliche Tugend dabei!

Dies aus treustem Herzen von Ihrer Freundin Frid. Brion." Zur Seite fügte sie noch unter der Datierung hinzu: „Wer eifrig wünschet, hat, was er will." Wie zart und edel und wie geschickt fügt sie zum allgemeinen Wunsch den für den geistlichen Beruf! Zwei Monate später malte sie einem andern Freunde einen mit Rosen umwundenen Pfeil und schrieb darüber: „Es treffe sie keiner — er gleiche denn diesem!" Wahrscheinlich wurde schon in diesem Jahre Christian dem Vater als Hilfsgeistlicher (Adjunktus) zur Seite gegeben; ausdrücklich wird er als solcher erst im nächsten April genannt. Leider sollte er nicht sein Nachfolger werden; zu diesem war schon frühzeitig, wie es zu geschehen pflegte, ein andrer ernannt, der Sohn von Brions Vorgänger. Auch der Enkel Gockel befand sich im Pfarrhause. Gegen Ende desselben Jahres, am 23. Dezember, starb Weyland, der Goethe in Brions Haus eingeführt hatte.

In den trüben Tagen, die das höhere Alter den Eltern brachte, bewährte sich Friederikens kindliche Liebe. Am 3. April 1786, kurz vor Ostern, starb die gute und liebevolle Mutter. Ostern, am 13. April, ward der Neffe konfirmiert. Den 25. stand Friederike nebst einem französischen Offizier als Patin bei der Tochter des Ankerwirts Heintz. Der Vater, obgleich tief gebeugt, erhielt sich noch leidlich. In diesem Jahre war es wohl, daß er noch mit den Seinigen in der Umgegend bei einem Fest erschien, auf welchem auch sein ernannter Nachfolger sich einfand. In der letzten Zeit mußte er die Hilfe des Sohnes entbehren; denn am 9. Mai 1787 ernannte der Stettmeister Friedrich von Dietrich, der Fürst des Steinthals und Eigentümer des dortigen Schlosses Rothau,

Christian Brion zum Pfarrer der evangelischen Gemeinde Rothau, der darauf Böckels Schwester heiratete. Fünf Monate später, am 14. Oktober 1787, anderthalb Jahre nach der Gattin, starb der Vater im einundsiebzigsten Jahre; er hatte, wie es auf dem Grabstein hieß, Tugend zugleich gepriesen und geübt, Gott in seinem Leben geliebt. Sein Sohn, dessen Schwager Magister Böckel und zwei Pfarrer der Umgegend waren beim Begräbnis des von der Gemeinde seiner Wohlthätigkeit und Leutseligkeit wegen geliebten einfachen und geraden Mannes zugegen.

Die beiden ledigen Schwestern zogen es vor, statt ihr Dengolsheimer Haus zu bewohnen, nach Rothau zu ziehen, wo ihr Bruder Pfarrer war. Friederike hatte die dort herrschende französische Sprache erlernt, in welcher auch Sophie sich bald notdürftig zu helfen wußte. Schon am 12. Februar 1788 ist Friederike im Rothauer Kirchenbuche als Patin eingetragen; sie heißt dort négociante oder marchande von dem kleinen Handel, den die Schwestern mit den Erzeugnissen des armen Thales, Weberzeug, Steingut und irdenen Töpferwaren, trieben, und wurden so den Handarbeitern förderlich. Friederike war bald unter dem Namen der großen Tante allgemein beliebt. Der Schloßherrin war ihr Besuch willkommen, und auch die Schwester brauchte nicht zurückzustehen, da Frau von Dietrich, eine geborene Baselerin, sehr leutselig war und Friederikens edles Wesen sie einnahm. Doch bereits in dem nächsten Jahre, wenn nicht schon früher, folgte diese der Einladung ihrer schon genannten Jugendfreundin, Frau Rosenstiel. Ihr Gatte, zur Zeit seiner Heirat in Paris im Département des affaires étrangères beschäftigt, war an die Stelle des Bruders des Dichters Pfeffel als Jurisconsulte du Roi nach Versailles gekommen. Wenn Friederike die Schwester verließ, so war es ein Liebesdienst, den sie der vielleicht erkrankten Freundin in dem schon damals die höchsten Besorgnisse erregenden fremden Lande erzeigte. Gervinus, der schon 1842 dieses Aufenthaltes Friederikens in Frankreich gedenken konnte, hatte dafür gute Gewährsmänner, aber zur Zeit versäumt, sich die ihm zur Verfügung angebotenen urkundlichen Beweise zu verschaffen; auf meine Anregung wollte er dreißig Jahre später diese zu erlangen suchen, wie wenig auch die aufgeregte Stimmung der besiegten großen Nation Erfolg zu

versprechen schien: aber nur zu bald ereilte ihn der Tod. Um diese Lücke unsrer Kenntnis auszufüllen, wandte sich Pfarrer Lucius an den Major Weyland, dessen Großvater der Frau von Rosenstiel jüngerer Bruder war und ein Jahr lang bei seiner Schwester in Versailles gelebt hatte. Von dort kehrte er nach Deutschland zurück, wo er Geheimsekretär des Herzogs Karl August von Weimar wurde. In dieser Stellung lernte ihn Goethe kennen, der am 21. August ihn gegen Voigt als einen gar wackern Mann bezeichnet und über vierzig Jahre mit ihm in genauer Verbindung blieb. Major Weyland mußte gestehen, daß er nie in der Familie etwas von der Anwesenheit Friederikens zu Versailles gehört, auch in den noch erhaltenen Briefen sich keine Andeutung davon finde. Aber die Möglichkeit des Zufalles ist hierin viel wahrscheinlicher, als in dem merkwürdigen Umstande, daß im Rothauer Kirchenbuch von 1789 bis Anfang 1793 nur die Schwester als Patin erscheint, Friederike erst wieder am 22. Februar 1793. Dazu tritt eine andre Beobachtung. Sophie erzählte Kruse, Frau von Dietrich habe, als ihr Gatte, seit 1790 Maire, am 19. Dezember 1792 nach Besançon abgeführt worden, sie dringend gebeten, sie dorthin zu begleiten, wozu sie sich denn auch habe entschließen müssen. Von der Schwester ist dabei keine Rede, aber undenkbar wäre es, daß die edle Dame Sophien um diesen Liebesdienst gebeten hätte, wenn die viel gebildetere Friederike damals in Rothau gewesen wäre. Damit stimmt es auch, wenn Sophie bemerkt, sie wäre von Besançon zurückgekehrt, um ihrer Schwägerin bei der Niederkunft beizustehen; denn diese kam wirklich bald darauf nieder und Sophie wurde am 1. Januar 1793 Patin. Zu Versailles ward Friederike so lange zurückgehalten, weil die Freundin sie in der schrecklichen Zeit nicht von sich lassen wollte. Sophiens dringende Bitten um ihre endliche Rückkunft drangen erst durch, als die Berufung ihres Bruders nach dem entfernten Giers bei Bischweiler sich im Anfange des Jahres 1793 entschied. Sie allein zu lassen, konnte Friederike nicht über sich bringen. So kehrte sie denn Anfang 1793 nach Rothau zurück, wo die Schwestern nun acht Jahre wieder zusammenlebten.

Als der Bruder nach Giers zog, trat an dessen Stelle sein uns schon bekannter Freund und Schwager Böckel. Dieser hielt

dort auch eine französische Schule. Friederikens edles Wesen und ihre Liebe zur Wohlthätigkeit erhoben die Schwestern zu den angesehensten Bewohnern Rothaus, auch ohne die Verehrung, welche ihr Bruder sich dort erworben hatte. Die Frau des gefangenen Maires Dietrich weilte noch immer zu Besançon, von wo sie erst, als ihr Gatte am 31. August 1793 nach Paris abgeführt wurde, in Begleitung eines französischen adligen Fräuleins, dessen Vater auch ein Opfer des Umsturzes geworden war, nach Straßburg zurückkehrte. Als das Haupt ihres Gatten am 29. Dezember gefallen war, geriet sie fast in Wahnsinn, nur langsam beruhigte sich ihre gewaltige Aufregung. Aufs tiefste fühlten sich die Schwestern von dem grausamen Schicksal der ihnen so wohlwollenden edlen Frau ergriffen! Von dem Ansehen, das Friederike damals in Rothau genossen, sprechen noch einzelne zufällige Erwähnungen. Gegen Ende des Jahres 1794 berichtet eine vornehme Dame bei einem Spaziergang nach Fouday, wo Pfarrer Oberlin im Klub Gottesdienst hielt, von der Begleitung der „Mademoiselle Brion, eines guten und lieben [charitable] Mädchens, der Schwester des Pfarrers." Als die Witwe Dietrich nach Rothau kam, räumte sie den Schwestern drei Zimmer auf dem Schlosse ein und würdigte sie ihres vertrauten Umgangs. Auch jetzt wieder finden wir sie dreimal (in den Jahren 1795 bis 1797) als Taufpatin. Froitzheim läßt sie, nachdem sie das Kurzwarengeschäft (?) aufgegeben, Mädchen in Pension nehmen, die zu Rothau Französisch lernen und grammatischen Unterricht in Böckels Schule genießen sollten. Daß von einer Mädchenpension nicht die Rede sein könne, hatte schon Lucius bemerkt. Ende 1798 nahmen sie eine Tochter des Ankerwirts und Agenten Heintz in Sesenheim, Friederikens Patin, bei sich auf, die Französisch lernen, vielleicht auch später auf dem Schlosse in Dienst treten sollte. Davon unterrichtet uns ein Brief der Schwestern an Heintz vom 30. Dezember 1798. Sophie schreibt, nach herzlichem Dank für die mit der Tochter gesandten Gaben, wozu sie ja beinahe alles zu Wasser und Land geschlachtet hätten: „Vor eure liebe Tochter werden wir immer bestens besorgt sein. Nun ist sie in Herrn Böckels Schule und hat auch ein Uebersetzungsbuch, so daß wir hoffen können, daß, wenn ihr uns bald besucht, ihr eine welsche Nick in eurer Tochter finden werdet; denn

der deutsche Ton ist zu gemein vor die Schloßdamen. Die gute Madame Dietrich belustigt uns oft bei ihrem schönen Klavier und guten Tafel." Auch Friederike spricht nach einem Neujahrsglückwunsche ihren Dank für so viele im verflossenen Jahre ihnen erzeigte Wohlthaten aus, schließt aber: „Und doch muß ich euch gestehen, daß unter allem Lieben und Guten doch euer Riekchen das Liebste ist, das wir von euch erhalten. Das ist Wahrheit von eurer treuen dankbaren Gevatterin Frid. Brion." Die Beteuerung der Wahrheit ist Friederiken sehr beliebt.

Im Jahre 1801 bat die erkrankte Pfarrerin von Diersburg dringend um die Hilfe einer ihrer Schwestern, wozu Friederike in jeder Beziehung am besten geeignet war. Als sie von Sophien schied, tröstete sie diese mit dem Versprechen, jedenfalls bald zurückzukehren, aber Salomea nahm vor ihrem Tode ihr das Gelöbnis ab, im Pfarrhaus zu bleiben, um die Erziehung ihrer jüngsten Tochter zu leiten. Wenn sie, wie berichtet wird, im Jahre 1804 und 1805 anderthalb Jahre in Reichshoffen im Hause eines der Gattin beraubten Notars die Mutterstelle vertrat, so muß dies mit besonderer Genehmigung ihres Schwagers geschehen sein und mit dem Versprechen, auch ihre Sorge auf sein Hauswesen und seine Töchter zu erstrecken. Eine Tochter jenes Notars berichtete: „Sie war sehr gut mit uns Kindern und behandelte uns außerordentlich liebevoll. Die härteste und für mich immer außerordentlich empfindliche Strafe, die sie über mich verhängte, bestand darin, daß sie mich mit einem Nätzfaden [Nähzwirn] an den Ofenstollen anband. Noch lange, wenn ich als Kind von einem Engel reden hörte, so dachte ich ihn mir, wie Tante Brion, in einem weißen Kleide... Ihr Verhältnis in meines Vaters Haus war ein sehr achtungsvolles." *)

Im Jahre 1805 (der Notar hatte sich wieder verheiratet) folgte sie ihrem Schwager in seine neue Pfarrei zu Meißenheim. Dort heiratete die ältere Tochter bald darauf den Nachfolger des

*) Die Vermutung von Falck, dieser Aufenthalt im Hause des Notars habe vier Jahre später stattgefunden, ist höchst unwahrscheinlich und löst nicht die vermeintliche Schwierigkeit. Daß sie erst 1811 wieder nach Meißenheim gekommen, ist eine falsche Annahme.

Vaters. Die Meißenheimer erinnerten sich noch lange nach Friederikens Tode ihrer gern als einer schlanken, hageren, ziemlich hochgewachsenen Person mit länglichem Gesicht, blonden, reichen, lockigen Haaren und schönen Augen. Sie hieß die große Tante, wogegen man ihre Schwester Sophie, die unterdessen zu ihrem Bruder Christian gezogen war, aber zuweilen, erst von Giers, dann von Niederbronn, herüberkam, das Täntele nannte. Lucius gibt als Ergebnis seiner genauen Erkundigungen in Meißenheim: „Sie lebte still und zurückgezogen, von Armen und Reichen gleich lieb und wert gehalten; allenthalben spendete sie bereitwillig Rat und Trost, und ihr größtes Glück war das, den Bedürftigen und Notleidenden Hilfe zu bringen, oft ohne Rücksicht auf die geringen Mittel, die ihr zu Gebote standen. Von ihrer Jugendliebe hat sie nie und zu niemand gesprochen. Auch in ihren vorgerückteren Jahren noch hatte sie etwas so Freundliches, Liebevolles und Herzliches in ihrem Benehmen, daß sie ohne Bemühung die Zuneigung aller derer gewann, welche mit ihr in Berührung kamen." Noch im Jahre 1871 äußerte ein vierundachtzigjähriger Greis, dessen Eltern unmittelbar neben dem Pfarrhause wohnten und der selbst fast täglich mit ihr verkehrt hatte, seine große Dankbarkeit für manche Liebesdienste, die sie ihm bei Krankheiten und Unfällen erzeigt habe. So war und blieb sie die würdigste Tochter ihrer von thätiger Menschenfreundlichkeit beseelten Eltern, gleichsam zu idealer Höhe durch ihre entsagungsvolle Jugendliebe gehoben; ihre Treue und die Reinheit ihrer Seele, die nichts zu bereuen hatte, hielten sie aufrecht, so daß sie nicht alterte. Fern, eine Maria Magdalena zu sein, wozu Froitzheim sie stempeln möchte, behielt sie ihre Heiterkeit bei, freute sich mit den Fröhlichen und war jung mit den Jungen, soweit es ihre schöne Weiblichkeit gestattete.

Drei Stammbucheinträge haben sich aus den Jahren 1807 bis 1809 erhalten. Dem Sohne des Amtsschulzen, dem Kandidaten Fischer, der von der Grundherrschaft schon als Nachfolger von Marx in der Pfarrei bestimmt war, schrieb sie 1807:

Durchwandle froh die rauhe Bahn des Lebens,
Dein Los sei stets Zufriedenheit,
Kein Wunsch von dir sei je vergebens
Und die Erfüllung sei nie weit.

Sehr bezeichnend sind die Worte, die sie am 26. April 1808 bei einem Besuche von Niederbronn einer Dame schrieb, die sie dort kennen gelernt hatte: „Das Paradies ist nicht verloren, so lang es noch Menschen gibt, die so natürlich, munter, edel und gut wie Sie, teure Freundin. Glücklich würde mich schätzen, wann immer um und bei Ihnen leben könnte. Dies, hoff' ich, glauben Sie aufs Wort Ihrer wahrheitsliebenden Freundin Frid. Brion."

Im Juni 1809 finden wir sie wieder zum Besuch in Niederbronn, wo sie am 30. Juni 1809 in das Stammbuch ihres Neffen Fritz Brion schrieb: „Laß weder Leichtsinn noch Laster die Blüte zu so vielem Guten vergiften, daß reicher Früchte sich bald freuen darf deine dich so herzlich und aufrichtig liebende Tante Frid. Brion. Bei meinem vergnügten Aufenthalt in Niederbronn den 30. Juni 1809." So sahen sich die Schwestern bald beim Schwager, bald beim Bruder freundlichst wieder.

Scherz und Heiterkeit atmen auch die beiden Meißenheimer Briefe an ihren Neffen Fritz, Hüttenaufseher zu Bärenthal, aus den Jahren 1811 und 1812. In dem ersten (vom 14. Mai) ladet sie ihn auch im Namen des Onkels und seiner Tochter ein, ja bald zu kommen, doch möge er sich so einrichten, daß er über einen Donnerstag bleibe, damit sie mit ihrem Ichenheimer Kasino prangen und ihm zu einem christlichen Tänzel verhelfen könnten. „Freilich mag's Dir ein bischen schwer fallen, wann Du siehst, wie Dir Herr Schweigh[äuser?] von Ichenheim Mamsell Fischer weggekapert hat, doch es seind andre da, mit denen Du Dich trösten kannst — und das können ihr jungen Herrchen ja so leicht!" Der zweite Brief scheint nach einem Weihnachtsbesuche geschrieben (am 16. Januar 1812). „Die nun am meisten um Briefe und Nachrichten von Dir gebeten," beginnt sie launig, „druckfen jetzt gewiß am längsten mit der Antwort herum. Die eine [wohl die ältere, verheiratete Tochter des Onkels] möchte es vermutlich zu künstlich und schön machen, die andere [die jüngere, ihre Patin] den Abschied von Herrn Fischer mehr verschmerzt haben, damit sie Dir auch munter schreiben könnte; dann es ist seit ihrer Rückkehr immer Sommerfinsternis, sowie es bei Dir aussehen muß, wie [seit] Du Dein liebes Bärenthal verlassen [er war versetzt worden, wohl nach Zinsweiler] mit alle dortige Hexe! und Zigeunerinne! Nur getrost, mein lieber Nevéo [Neveu]!

suche Dir einen andern Blocksberg aus, wo Du dann viel reinere Freuden genießen kannst! Und wann alles fehlen sollte, so bring' ich dir dies Frühjahr Rebslöb Rickel [die Tochter der an den Pfarrer Rebslob verheirateten Tochter ihrer ältesten Schwester, wahrscheinlich Friederikens Patenkind], das Dich schon wird zu trösten suchen." So lebte der anständig muntere Ton des Sesenheimer Pfarrhauses auch in dem des Schwagers und des Sohnes glücklich fort.

Friederike hatte sich besonders bemühen müssen, einen gewissen Widerwillen ihres Schwagers Marx gegen die Verbindung seiner jüngeren Tochter mit dem schon genannten Fischer zu überwinden. Das wirkliche Zustandekommen dieser Ehe war die letzte Freude dieser zum Wohlthun geschaffenen edlen Seele. Am 22. Februar 1813 wurde die Hochzeit gefeiert. Als Sophie zu dieser kam, fand sie Friederiken schon kränklich. „Schwester, ich lebe nicht lange mehr", sprach sie. „Mein Feierabend ist da. Ich bitte, liebe Schwester, reise nicht fort mit den Hochzeitsgästen. Die jungen Leute leben für sich, ich fühle mich allein." Sophiens Bericht, sechs Wochen nach der Hochzeit habe man den Sarg aus dem Hause getragen, trifft genau zu. Sie starb am Nachmittag des 3. April um fünf Uhr; zwei Tage später wurde sie bestattet. Wenn das Kirchenbuch sie ungefähr 58 Jahre alt sein läßt, so macht es sie drei oder vier Jahre zu jung *), was darauf deuten möchte, daß sie sich wohl erhalten hatte. Bestätigt wird dies durch Sophiens Bericht: „Nur ihrer Schwäche wegen war sie in den letzten Tagen im Bette geblieben. Sie war abgelebt, ohne zu altern." Ihr Geist hatte sie erhalten, aber die Lebenskraft völlig aufgezehrt. Vor ihrem Ende vertraute sie ihre Heiligtümer, Goethes Briefe, Gedichte und Andenken, der Schwester an, die sie zwanzig Jahre treu bewahrte, aber in einem starken Anfall von Aerger, daß der große Dichter, der von ihrem Geiste, wie die beredten Zeugnisse bewiesen, bezaubert gewesen, die Tochter des Dorfpfarrers heimzuführen sich hatte abhalten lassen, riß sie dazu hin, die meisten noch erhaltenen dem Feuer zu opfern. Den

*) Auch sonst machen die rasch eingetragenen Altersangaben der Kirchenbücher sie mehrere Jahre zu jung. Daß auf solche ungefähren Angaben nichts zu geben, hat schon Lucius S. 172 bemerkt. Froitzheim entdeckt darin natürlich Friederikens weibliche Eitelkeit.

zweiten Teil von Goethes „Wahrheit und Dichtung", der mit der Anknüpfung der Sesenheimer Liebe schließt, hätte Friederike noch lesen können, da er im Oktober 1812 erschien. Erst drei Monate nach Friederikens Tod, den Goethe nicht erfahren zu haben scheint, begann er die Ausführung des dritten Teils, der im Mai 1814 nach der Einnahme von Paris, herauskam. Friederike war in den Tagen aufflammender deutscher Begeisterung verschieden, die Goethe drückten, weil er an einem glücklichen Erfolge zweifelte. War schon im Jahre 1866 ihr Grab im deutschen Meißenheim durch ein würdiges, ihre treue Liebe feierndes Denkmal geschmückt worden, erst nachdem die großen Siege unsres schmählich angegriffenen Vaterlandes endlich das geraubte Elsaß uns wiedergegeben, konnte der Friederikenhügel bei Sesenheim ohne Einspruch einer fremdländischen Regierung ihrem Andenken geweiht werden. So hat Deutschland seine Ehrenschuld dem Musterbilde unendlicher Liebestreue an den Stätten ihres seligen Glückes und ihres letzten Wirkens abgetragen. Eine gleiche mußte auch die deutsche Wissenschaft leisten, nachdem gewissenlose Oberflächlichkeit und unverständiges Anbellen von Goethes Größe sich vereinigt hatten, diese schlichte, aber hochedle Frauengestalt in den Schmutz herabzuziehen. Wohl herrlich klingen meines früh verstorbenen Freundes L. Eckardt ihr Denkmal schmückende Worte:

Ein Strahl der Dichtung fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.

Aber nicht weniger herrlich erscheint die wirkliche Friederike, die in ihrer entsagungsvollen Liebe und schönster, durch Reinheit, heitere Selbständigkeit und Wohlthätigkeit sich bewährender Frauentugend bei allem äußeren Wechsel dauerndes Herzensglück gefunden.

Die Skandalsage.

Zwischen Goethes Abreise und der Friederiken verleumdenden Sage liegt ein volles Menschenalter; erst mehr als zwanzig Jahre nach des Vaters Absterben und dem Verziehen nach Rothau bildete sie diese, nachdem der Sturm des zertrümmernden Umsturzes längst Sesenheim verheert und beide Pfarrer verscheucht hatte. Dieses späten Entstehens und der Art, wie solche Skandalgeschichten fortwuchern, muß man eingedenk sein, will man die abscheuliche Verunglimpfung Friederikens nach Gebühr beurteilen, während der neueste Ankläger in gehässiger Verblendung dafür kein Verständnis hat. Die Versuchung zu böser Mißrede sollte jeden, der über das höchste Heiligtum eines Menschen, sein sittliches Verhalten, zu urteilen wagt, als eine immer eifrige Fälscherin der Wahrheit sich gegenwärtig halten, und wenn er offene Augen hat, wird er dieser als einer nur zu thätigen Lügnerin begegnen. Als Nicolai im Jahre 1775 den Zuträgereien gegen Goethe horchte, schrieb ihm Merck: „Ein Buch ließ' sich von all dem Thörichten und Bösen schreiben, was seine Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimnisse anvertraut haben, wovon aber gottlob kein Jota wahr ist." Knebel forderte im Oktober 1797 den Herzog Karl August dringend auf, für sein Kind zu sorgen, das, wie man ihm aufgebunden hatte, im Nürnberger Findelhause lebe. Dieser antwortete: „Wenn du überlegen wolltest, daß ich bisher meines seligen Bruders uneheliche Kinder sehr gut ernähren lasse, so würdest du leicht dir haben sagen können, daß ich gegen die meinigen, wenn das Schicksal mich damit beehrt hätte, nicht

geiziger sein würde, daß, wenn ich eine von mir entsprossene Pflanze gegründeter Ursachen willen in der Stille und unvermerkt aufziehen ließe, ich schicklichere Mittel dazu in Händen hätte und sie gebrauchen würde als eben ein Findelhaus, wohin unter etablierten Menschen höchstens ein Poet, wie J. J. Rousseau, sein Kind mit der Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, zu schicken fähig wäre. Wenn du Anhänglichkeit genug im Herzen für diejenigen hättest, denen du aus ganz triftigen Gründen anzugehören glauben könntest, so würdest du, während die Sache zweifelhaft ist, überzeugt sein, daß so eine Märe, wie du sie in Nürnberg gehört hast, eine Märe und eine höchst beleidigende Lüge ist." Möchten alle, die den leichtfertigen Geschichten über Goethe glauben, sich dies gesagt sein lassen. Auch Goethe sollte ein Mädchen in Vallendar verführt und diese einen Sohn von ihm geboren haben, was eine leichtfertige Verleumdung war, und noch in unsrer Nähe trat vor kurzem ein angeblicher Sohn der Vulpius auf, dessen Anspruch schon die Zeitverhältnisse widerlegten. Aber Friederikens Ehre wiegt den neuesten Anklägern so leicht, daß sie selbst das, was die Nichtigkeit der umschleichenden Skandalsage beweist, gegen jene verwenden, sich der Pflicht entziehen, der Entstehung der Verleumdung nachzugehen.

Die Behauptung von Leyser, schon im Anfang unseres Jahrhunderts sei ein dunkles Gerücht umgegangen, Goethe habe einen Sohn von Friederiken gehabt, der in Straßburg ein niedriges Gewerbe habe ergreifen müssen, ist durchaus haltlos, wenn man unter dem Anfang des Jahrhunderts die ersten sechs Jahre verstehen will. Derselbe berief sich auch auf einen Enkel Brions, der Friederiken persönlich gekannt habe, als Gewährsmann, daß diese Ende der achtziger Jahre in Urmatten (bei Rothau) einen Sohn geboren habe, der in Stephansfeld gestorben sei; aber dieser erklärte auf Anfrage des gewissenhafteren Lucius, er habe dies nur gehört, keine eigene Meinung darüber geäußert, noch weniger Beweise dafür. Das Gerücht war nur eine leichte Umbildung der Straßburger Sage, dadurch veranlaßt, daß Friederike zur Zeit in Rothau gelebt hatte. Froitheim läßt trotzdem Brions Enkel als Zeugen auftreten! Gleich haltlos ist die von Leyser angeführte Behauptung desselben Brion, Friederike sei nicht in

Frankreich, ja nicht einmal des Französischen mächtig gewesen, das doch in Rothau die Umgangssprache war.

Wann die Sage von Goethes in Straßburg geborenem Kinde aufgekommen, läßt sich nicht genau bestimmen, nur eine wahrscheinliche Vermutung können wir aussprechen, seitdem Froitzheims leidenschaftliches Aufspüren der Schuld Friederikens zu einem Funde geführt, dessen eigentlichen Wert zu Gunsten der Verlästerten er so sehr verkannt hat, daß seine Auslegung ihn gerade ins Gegenteil verkehrt: und das wagt er vor aller Welt für einen urkundlichen Beweis auszugeben! Dank seinen in aller selbstgefälligen Breite erzählten Anstrengungen steht jetzt fest, daß der katholische Pfarrer Lorenz Reimbolt, der am 5. November 1747 geborene Sohn eines Bürgers und Webers in Sugenheim, seit dem November 1776 katholischer Pfarrer in Sesenheim, den 31. Mai 1787 das am 3. März nach der Aussage der Hebamme Kuhn, der Gattin des Küsters von St. Stephan in Straßburg, geborene uneheliche Kind von Franziska Luise Wallner aus Schweighausen, das fast drei Monate von einer Bäuerin eines zu gleichem Zwecke häufig verwandten benachbarten Dorfes gepflegt worden war, ins Stephansfelder Findelhaus hatte bringen lassen, wo es nach Zahlung der festgesetzten Summe von 400 Franken aufgenommen wurde. Die Mutter hatte als Vater einen gleich ihr evangelischen Johann Friedrich Blumenhold aus Pfaffenhofen angegeben, und das Kind war auf den Namen Johann Lorenz Blumenhold getauft. Nach Aufhebung des Findelhauses im Jahre 1795 kam der Knabe in das Straßburger Waisenhaus. Er starb am Scharlach den 14. Februar 1807 unverheiratet als Pastetenbäcker in der zum alten Fischmarkt führenden Lungengasse. Zwei Nachbarn zeigten den Todesfall auf dem Standesamte an. Für jeden, den nicht Entdeckungssucht verblendet, steht hiernach fest, daß die Mutter nicht die eifrig von Froitzheim gesuchte Friederike Brion, sondern eine ganz andre Person war, deren Name durchaus keinen Verdacht der Erdichtung erregt. Aber Friederike muß und soll es sein, da derjenige, der das Kind ins Findelhaus brachte, der katholische Pfarrer von Sesenheim war, der nach der Sage, deren Entstehung zeitlich nicht feststeht, mit Friederiken sich vergangen haben soll. Da gilt es nun zunächst, Gründe für Reimbolts Vaterschaft aufzubringen.

Das Kind wurde Lorenz genannt, wie auch Reimbolt hieß. Aber Lorenz war ein häufiger Name, und da Reimbolt jedenfalls als katholischer Geistlicher den Verdacht meiden mußte, Vater des Kindes zu sein, so sollte man meinen, er würde eher einen andern als seinen eigenen Namen dem Kinde gegeben haben, dieser wohl von der Mutter gewählt worden sein, weil der Pfarrer, wir kennen die näheren Umstände nicht, sich ihrer angenommen hatte. Ebensowenig hatte dieser Ursache, bei dem Wohnorte des angeblichen Vaters durch Pfaffenhofen, wie ein Ort der Diöcese Straßburg wirklich heißt, darauf hinzudeuten, der Knabe sei ein Pfaffenkind. Doch Froitzheim, dem Zolling beistimmt, sieht hier „unverwüstliche Heiterkeit" der Eltern. Reimbolt, der katholische Pfarrer, der sein Gelübde übertreten hatte und auch sonst große Sorge wegen seiner Vaterschaft haben mußte, konnte zu nichts weniger als zu übermütiger Heiterkeit gestimmt sein. Daß Froitzheim nicht auch den Reim von Blumenhold mit seinem eigenen Namen als Zeugen aufgerufen hat, ist fast zu verwundern, aber er findet Blumenhold „doppelt poetisch". Sollte man nicht denken, Reimbolt würde, wenn er wirklich der Vater gewesen, nicht dadurch Verdacht erregt haben, daß er selbst das Kind in das Findelhaus brachte? Im Taufschein werden beide Eltern als lutherisch angeführt. Reimbolt könnte aus Gefälligkeit die Sorge für das gefallene Mädchen und ihr Kind übernommen haben, ohne zu fürchten, sich dadurch verdächtig zu machen. Aber geben wir einmal zu, daß er wirklich Vater des Kindes, warum sollte er nicht, wie es bei katholischen Pfarrern so häufig der Fall, mit seiner Köchin sich vergangen haben? Im Rheinlande war dies im vorigen Jahrhundert (auch spätere Beispiele fehlen nicht) so geläufig, daß selbst Geistliche lustige Geschichten dieser Art zum besten gaben. Wir wissen von Reimbolts Sittlichkeit nichts; selbst daß er ein Freund der neuen Freiheit gewesen, ist nichts weniger als verbürgt.

Aber Froitzheim schreitet rasch auf dem mutig betretenen Wege fort. „Wenn aber der Name Blumenhold erdichtet ist, sollte es der Name Wallner nicht auch sein?"

Die Antwort liegt doch ganz nahe, nur nicht für den Detektive. Konnte auch die Niederkommende einen falschen Namen

angeben, ihren eigenen durfte sie unmöglich der sie aufnehmenden Hebamme verschweigen, welche die Pflicht hatte, auf ihren Eid zu sagen, wer die Mutter des Kindes sei. Froitzheim macht sich in seiner Weise die Sache leicht. Jene Versicherung auf ihren Amtseid hat ihm „wenig materiellen Wert", da er sie bei den „unglaublichsten Mutternamen" des vorigen Jahrhunderts gefunden. Leider hat er versäumt, einen jener „unglaublichen" Namen zu nennen. Noch weniger heißt es; wenn er hinzufügt: „Offenbar kam es damals der katholischen Kirche im Elsaß weniger darauf an, die Echtheit der Angaben zu prüfen (?), als vielmehr besonders in den protestantischen Landesteilen Propaganda zu machen, wobei sie von der Konnivenz der französischen Regierung unterstützt wurde." Das ist geradezu sinnlos, da gesetzlich alle unehelichen Kinder katholisch getauft werden mußten. Er selbst führt dieses S. 30 gegen Lucius an, dem er dort entschieden unrecht thut. Dieser wußte auch sehr wohl, daß es sich, wenn man Friederiken als Mutter eines Kindes aus den Taufbüchern oder den Verzeichnissen der Findelkinder nachweisen wollte, man ihren Namen finden müsse, nicht einen andern Namen tollkühn für den ihrigen erklären dürfe. Der Name der Wallner ist nichts weniger als poetisch, und Schweighausen wäre geradezu unverschämt, wenn es nach der völligen Erdichtung ihres Namens, wie Zolling meint, darauf deuten sollte, daß sie ihren wahren Namen verschweige. Schweighausen war so gut wie Pfaffenhofen ein wirklicher Ortsname, dessen Lage bei Hagenau das Taufbuch ausdrücklich nennt. Friederike soll aber doch auf ihren Namen, wenigstens in dem des angeblichen Vaters, Johann Friedrich Blumenhold, anspielen. Auch ihr schreibt Froitzheim „unverwüstliche Heiterkeit" zu, ohne zu bedenken, daß diese das gemeinste Geschöpf hätte sein müssen, wenn sie zu scherzen vermocht hätte, nachdem sie den Namen ihrer verstorbenen hochachtbaren Mutter, ihres dem Grabe nahen Vaters, ihrer Geschwister und sich selbst mit so unauslöschlicher Schmach bedeckt hatte. Aber je unbesonnener eine Annahme, desto scharfsinniger scheint sie Froitzheim zu sein. Leicht wird er auch mit dem Beweise fertig, der Name Wallner müsse erdichtet sein. In dem zu Schweighausen seit 1810 erhaltenen Standesregister kommt dieser nicht vor und der älteste im Jahre 1800 geborene Ein-

wohner erinnert sich desselben nicht. Als ob die Wallner nicht spätestens 1770 geboren sein müßte, die stürmischen Zeiten nicht auch dort die Bevölkerung wesentlich verändert hätten. Obgleich Froitzheim selbst den Namen der Mutter nur für „höchst wahrscheinlich erdichtet" hält, baut er ganz ruhig darauf fort. Und doch deutet nicht die leiseste Spur darauf, daß Friederike sich darunter verstecke. Aber Froitzheim war unbesonnen genug, daß er anzudeuten wagte, schon damals sei die Sache in Straßburg bekannt geworden, „da sie den Sohn oft genug in Straßburg besucht haben wird, so daß die Hausbewohner und Nachbarn davon erfuhren." Wie soll man eine solche Unart nennen! Nicht einmal bedachte er, daß Friederike schon spätestens Anfang 1788 in Rothau wohnte. Bei irgend umsichtiger Betrachtung hätte er bemerken müssen, daß seiner kecken Vermutung an sich manches entgegensteht. Wie wäre es möglich, daß Friederike, hätte sie an einem Orte geheim niederkommen wollen, sich dazu Straßburg gewählt hätte, wo sie und ihre Verwandten bekannt waren, so daß sie leicht verraten werden konnte? Auch mußte die greuliche Geschichte der Verführung der so liebenswürdigen Tochter des lutherischen Pfarrers durch den katholischen in Sesenheim sehr bald bekannt werden und man den alten, guten Brion so herzlich bedauern wie die Tochter verdammen, da sie ihm den Todesstoß gegeben, besonders als dieser sieben Monate später wirklich starb. Und die Erinnerung an einen solchen Greuel hätte unauslöschlich in der Gemeinde leben müssen. Aber es findet sich davon selbst in der nächsten Zeit keine Spur. Friederike blieb immer geachtet, in der Familie geehrt; erst in unsrem Jahrhundert wagte sich die Verleumdung an ihre Tugend, und wohl gerade erst infolge des unehelichen Pastetenbäckers, wie wir sehen werden. Auch war Reimbolt keine neue Bekanntschaft, sondern schon mehr als zehn Jahre Pfarrer in Sesenheim und den Vierzigern nahe, dazu, nach der zuverlässigeren Angabe, von unansehnlicher Gestalt, und die rein natürliche Friederike konnte in ihrer Trauer um den Verlust der Mutter und in der steten Sorge um den von Schmerz und Alter gebeugten Vater unmöglich die Beute eines Pater Brey werden, wie es die rücksichtsloseste Verleumdung und deren Vertreter darzustellen wagen.

Aber so wenig auch der Sohn der Wallner mit Friederiken zu thun hat, so wichtig ist er für die Skandalsage, die aus dem Kerne, daß ein katholischer Pfarrer von Sesenheim das Kind seiner Liebe in das Findelhaus gebracht habe, sich entwickelte; denn als beim Tode des Pastetenbäckers seine Geschichte bekannt wurde, nahm man ohne weiteres an, der katholische Pfarrer sei der Vater, obgleich dieser sich wohl nicht weiter um den Knaben kümmerte. Das war die erste, wohl frühestens 1807 aufgekommene Gestalt des Gerüchtes, das eben an den von einem katholischen Pfarrer ins Findelhaus gebrachten Knaben sich anlehnte. Aber es ist die Natur von Sagen, besonders von Skandalsagen, die eifrig herumgetragen werden, immer zu wachsen. Der nächste, die Märe schrecklich steigernde Schritt war, daß der katholische Pfarrer die Tochter des lutherischen verführt habe, wozu der in Straßburg bekannte Umstand die Veranlassung bot, daß die Gärten der beiden Pfarrer aneinander stießen. Diese Fassung wurde vielleicht auch der kirchlichen katholischen Behörde bekannt, und führte dazu, daß diese dem katholischen Pfarrer jede Verbindung mit dem lutherischen untersagte, was Schweppenhäuser sehr bedauerte. Die Wahrheit derselben wird dadurch nicht verstärkt, daß sie Glauben fand: Böses zu glauben ist die neuigkeitssüchtige Unterhaltung nur zu geneigt. Wann diese Sage von Straßburg nach Sesenheim kam, ob und wie sie dort frühe weiter ausgebildet wurde, entzieht sich natürlich unsrer Beobachtung. Jedenfalls wurde damals, wenn nicht schon in Straßburg, die einzige noch vorschwebende bedeutendste der beiden zuletzt im Pfarrhause lebenden Schwestern als Verführte genannt. Am schlimmsten aber wirkte auf das böse Gerede von einem Kinde Friederikens die so herrliche Dichtung von Goethes Sesenheimer Liebe im zweiten und dritten Teile von „Wahrheit und Dichtung". Es gibt sehr wohlwollende und verständige Leute, die bei vertrauter Verbindung von Personen verschiedenen Geschlechts die Ausartung derselben zu äußerstem Liebesgenusse für unvermeidlich halten. So wurde auch Goethes Schilderung, obgleich sie, genau verfolgt, eine solche Deutung ausschließt, vielfach so gefaßt, daß Friederike sich dem jungen Dichter ganz hingegeben habe, besonders in Straßburg, wo durch die Reimboltsage ihr Ruf schon geschädigt war. Dann verschmolz sich die Reimboltsage mit ihr

in der Weise, daß man geradezu deren Pastetenbäcker zu Goethes Sohn machte, obgleich sich daraus eine zeitliche Unmöglichkeit ergab. Daß diese beiden Fassungen schon vor dem Jahre 1814 bestanden, ist kaum glaublich. Alle Altstraßburger, auf die man sich beruft, reichen kaum so weit herauf; selbst der spätere Maire Dr. Küß, auf den man sich mit solchem Nachdruck stützt, ist erst 1815 geboren, und daß er die Kunde schon von seinem Oheim, einem Freunde von Brions Sohn, erhalten habe, ist eine haltlose Voraussetzung. Aber Froitzheim übertrifft sich selber, wenn er sagt: „Als Vater eines früheren [erst spät erdichteten] Kindes der Friederike konnte Goethe ohne großes Unrecht zum Vater jenes späteren gemacht werden." Er beruft sich nicht allein auf den Maire von 1870, sondern auch auf einen jungen elsässischen Juristen, der ihn durch die Kunde erfreut hat, auch eine Frau Herbster in Bärenthal, die Friederike gekannt, habe von der Sage vernommen. Wann, hören wir freilich nicht. Seltsam führt Froitzheim alle, welche die Sage einmal gehört, als Zeugen dafür an. Die Wahrheit derselben können sie freilich nicht bezeugen, doch meint er sie dadurch zu verstärken. Daß später die tolle Verleumdung sich herumsprach, bestreitet niemand; wie viele davon gehört, darauf kommt es nicht an, nur auf das Wann und Wie und ihre Begründung. Doch die Verleumdung begnügte sich auch damit nicht; ihre Wege sind fast mannigfaltiger als die der sittlichen Vergehen. Niebuhr hörte auf seine Erkundigungen von Straßburg aus, Friederike habe sich (außer von Goethe) noch ein- oder zweimal von jungen Offizieren aus Fort-Louis verführen lassen: ein böswilliges Gerücht oder vielmehr eine leichtfertige Verdächtigung, die durch die Nähe von Fort-Louis veranlaßt wurde. Zu den seltsamen Blasen, die das Gerede über Friederiken auftrieb, gehörte auch die von Näke erwähnte Erzählung, diese habe später einen adligen Herrn von Dürkheim geheiratet, was auf offenbarer Verwechslung mit seiner Frankfurter Geliebten Lili beruht. Zu Straßburg wußten im Jahre 1812 wohl nur noch wenige, daß Goethe daselbst studiert und mit der Sesenheimer Pfarrerstochter ein Liebesverhältnis unterhalten hatte, selbst Arnold, der 1806 in seiner „Notice littéraire et historique sur les poètes Alsaciens" bei Erwähnung der deutschen Litteratur Goethe so bedeutend hervorhob, scheint ohne Kunde davon gewesen zu sein.

In Sesenheim gedachte 1822 der Pfarrer Schweppenhäuser nur der Geschichte mit Reinbolt, deren Zeit er aber so wenig kannte, daß er sie vor Goethes Besuch von 1779 setzte. Er glaubte daran, weil er sie in Sesenheim, vielleicht auch anderwärts, erzählen gehört hatte, und er, in der Meinung, Goethe habe 1779 Friederiken seine Hand anbieten wollen, darin einen Grund fand, weshalb er seinen Entschluß nicht ausgeführt habe, auch wohl, weil das Zusammenstoßen der beiden Pfarrgärten einen Haltpunkt zu bieten schien. Der Chirurg Schöpflin wußte, daß die auch schon in Sesenheim erzählte Geschichte von einem Sohne Friederikens von Goethe ebenso unwahr sei als die von Reimbolt, aber alte Bauern und Bäuerinnen mögen schon damals, besonders die letzteren, sie weiter ausgebildet haben. Was die Sesenheimer im Lügen zu leisten vermochten, davon erzählt Lucius ein merkwürdiges Beispiel. Ein gewisser Wolf, der einem Reisenden von einem Streiche Goethes mit verbrannten Hüten erzählte, wollte Lucius weis machen, er habe, als er in seinem achten Jahre mit seinem Vater oben am Walde gearbeitet, Goethe als Bauer verkleidet gesehen, aber dieser beschämte ihn durch die Erwiderung: „Dann müßtet ihr 1763, nicht 1779, geboren sein."

Am tollsten und krausesten liegt die immer weiter ausgesponnene Skandalsage in den alles wirr durcheinander mengenden Berichten von Weill und seiner Schwester vor. Leider müssen wir unsrem kühnen Entlarver Friederikens auch in diesen bunten Schnickschnack folgen, um zu zeigen, mit welchen Bundesgenossen er zu siegen hofft. Hören wir zuerst, was die Schwester zusammengehört hat. Wir geben nur den Inhalt ihres Geredes. „Brions Haus wurde nie leer von Herren aus allen Gegenden, die Friederikens wegen kamen, nicht des Pfarrers wegen, wie dieser meinte. Auch der katholische Pfarrer Reimbolt war in sie verliebt. Lange lebten sie zusammen im größten Geheimnisse. Da kam die Revolution, die Reimbolt über den Rhein trieb nach dem Dorfe Steinbach. [Wirklich blieb Reimbolt zu Sesenheim bis Ende 1791.] Unterdessen stirbt der alte Vater Brion. [Er war schon zwei Jahre vor der Revolution gestorben.] Da war es Friederiken nicht mehr angenehm in Sesenheim; denn es war ein wenig bekannt, was mit ihr vorging, weil sie schon einen Geliebten gehabt. [Soll doch

wohl heißen „vor Reimbolt", aber jedenfalls ist die Verbindung albern.] Sie nahm die Flucht ins Steinthal; sie sagte, sie wollte in Pension, um die französische Sprache zu erlernen. [Daß sie von Sesenheim wegzog, weil sie das Pfarrhaus verlassen mußte, und nach Rothau ging, wo ihr Bruder Pfarrer war, wird verschwiegen, erst später bemerkt, daß sie von ihrer Schwester begleitet war, dabei auch die ältere Schwester, Semmel (Salomea) mit der jüngeren (Sophie) verwechselt.] Dort war jedermann in sie verliebt, auch die vornehme Dame Dietrich im Schlosse, die sie dort wohnen ließ. Aber Friederiken war alles gleichgiltig, weil so viel Gerede von ihren beiden Geliebten gewesen. [Reimbolt und Goethe sind gemeint, obgleich Goethes Name erst weiter unten, in der Antwort auf eine besondere Frage ihres Bruders, genannt wird. Auch hier ist die Verbindung seltsam.] Jetzt beginnt ein lebhafter Briefwechsel mit Reimbolt; auch kommen sie wieder zusammen. Da sie nicht merken lassen will, daß sie schwanger ist, flieht sie nach einem Orte Jule [der nicht aufzufinden, obgleich der Bruder die Wirklichkeit eines solchen bei Wasselnheim in verworrener Weise versichert]. In einem Hotel kommt sie in dem kleinsten Zimmer nieder. Von Reimbolt erhält sie Briefe und Geld. Nach einiger Zeit wird dieser Pfarrer zu Selz. Friederike flieht nach Dursburg [zu ihrem Schwager in Diersburg], wo sie nach längerer Zeit stirbt. Wohin ihr Kind gekommen, weiß man nicht. Reimbolt war auch in Selz gestorben. Friederike soll auch noch ein Kind gehabt haben." Von Goethe weiß sie nur, daß er und Friederike sich geliebt haben, von Friederikens Bruder, daß er lange Zeit Pfarrer in Barr gewesen. Sie hat auch gehört, daß vor einigen Jahren ein Schriftsteller in Sesenheim gewesen, der trotz aller Mühe nichts erfahren, weil er die Bauernsprache nicht verstanden. Und doch hat Kruse uns wertvolle Nachrichten heimgebracht, während die alte jüdische Schwätzerin die Liebesgeschichte durchaus verschoben und, mit halbwahren Fetzen aufgedröselt, ihrem Bruder geliefert und nur bewiesen hat, daß man in Sesenheim die aus Straßburg eingeführte Skandalsage damals in unmöglicher Weise ausgesponnen.

Auch was der Bruder hinzugefügt, zum Teil im Widerspruch mit ihrer Darstellung, klärt nichts auf. Friederike habe, als Goethe

sie verlassen (im August 1771), in Reimbolt (der Ende November 1776 nach Sesenheim kam, aber erst im März 1787 das Kind ins Findelhaus gab) einen Tröster gefunden, der sie oft im Garten gesehen. Dieser sei ein schöner Jüngling gewesen (dem widerspricht geradezu ein weiter unten gegebener Bericht einer Nachbarin) und sehr freidenkend, habe die Revolution von der Kanzel begrüßt, aber zur Rettung seines Lebens fliehen müssen. „Unterdes war sein Verhältnis mit Friederiken bekannt geworden, da diese, wie man mir sagte, sich gehen ließ, obschon ihr Partien nicht fehlten. Später wurde die Liebe heftiger." Darauf wird die Heirat der Schwester mit Marx (1782) erwähnt. Reimbolt, der 1792 geflohen, habe, als er nach dem Elsaß zurückgekommen, den Reuigen, den Frommen gespielt, aber Friederike ihn zur Selbstbuße geflohen. An diese wirren Brocken wird noch ein Gefasel der Nachbarin des Pfarrhauses angeschlossen, wonach Friederike zwei Kinder gehabt, aber im Geiste immer einen Deutschen geliebt, der sie habe sitzen lassen. Den Pfarrer Reimbolt, den sie freilich selbst gesehen haben kann, während Weill ihn nicht gekannt, beschreibt sie als einen kleinen Mann mit blauen Augen. Oft will sie Friederiken im Garten „unter der Reb'" (Weinlaube) weinen gesehen haben*), wo denn das Pfarrerchen zu ihr herübergeschlichen sei und ihr gepredigt habe; das Ende sei die Verführung gewesen. Weill schrieb auch noch Froitzheim, nach der Entfernung von Goethe sei Friederike von Sesenheim verschwunden, und dieser groben Unwahrheit glaubt der Detektive mit großem Behagen.

Und dieses Zeug, das loseste Gerede der die falsche Reimboltgeschichte wiederkäuenden Bauern und Bäuerinnen, jüdischen und christlichen, von einer geschäftskundigen Jüdin 1840 durcheinander gemengt, von ihrem des Skandals sich freuenden Bruder der „Zeitung für die elegante Welt" in aller Unwürdigkeit und Unmündigkeit aufgetischt, wagt Froitzheim „wichtige Enthüllungen" zu nennen, obgleich auch nicht das mindeste davon auf reiner Ueberlieferung beruht. Die Skandalgeschichte zerstiebt, da wir ihren Kern ge-

*) Aber nicht der Baumgarten, sondern der Gemüsegarten stieß an den Garten der katholischen Pfarrei; um zu ersterem zu gelangen, mußte der Pfarrer durch letzteren.

funden und ihre allmähliche Ausbildung entwickelt haben. Friederike hat sich nie mit dem katholischen Pfarrer vergangen, auch nicht mit Goethe, dem einzigen Geliebten ihres Herzens, die tolle Bewerbung von Lenz hat sie zurückgewiesen. Aus eingehendster Betrachtung alles dessen, was wir thatsächlich von ihr wissen, strahlt ein lebendiges Bild vollster Unschuld, einer zu wahrer Liebe und Treue geschaffenen Seele uns anmutig und erhebend entgegen. Und so dürfen wir sie heute, achtzig Jahre nach ihrer Auflösung, als eine der edelsten deutschen Frauen, als wahre Dulderin der Liebe feiern, vollwürdig des innigsten deutschen Sängers reiner Menschheit. Möge ihr Andenken fort und fort erhebend wirken! Auch die Machtsprüche, durch die eben Freiherr Woldemar v. Biedermann sich zum Genossen Froitzheims gemacht hat, können die offenbare Wahrheit nicht trüben; sie zeigen nur, wie wenig diesem Goethes grundedles Wesen aufgegangen, wie sehr ihm der eindringende Blick des wahren Forschers abgeht, wie lieb ihm die Spinneweben sind, mit denen er das reine Menschenbild des großen Dichters umzieht. Sogar aus den vier Briefen an Salzmann, deren öffentliche Aufbewahrung Goethe genehmigt hat, und die bei jedem Einsichtigen, wie wir nachgewiesen, diesen von der ihm aufgebürdeten Schuld entlasten, liest er sein Geständnis heraus. Längst habe ich es aufgegeben, den Dresdener sehr kundigen Goethekenner und dessen Gläubige zu bekehren. Allen, denen es ernst um Wahrheit ist, die nicht mit Goethes Ehre und Friederikens Reinheit ein leichtfertiges Spiel getrieben wissen wollen, sei dieser Versuch einer allseitigen Darstellung des Sachverhaltes zur Gewinnung einer gewissenhaften Ueberzeugung treulich gewidmet bei der Feier des achtzigjährigen Todestages Friederikens

am 3. April 1893.

42434

LG
G 599
YdvFs

Goethe, Johann Wolfgang
Düntzer, H einrich
Friederike von Sesenheim im Lichte der

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET